Augenzeugen berichten

Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich

Heft 1

„Ich will, daß jeder von uns, der hinweggeht, sieht, hört und sich erinnert...
Ich will, daß er ein Zeuge der Wahrheit sei: Und da auch er mit uns und gleich uns sterben muß, rufe ich den Himmel an und den Wind und die Wolken und die Ameisen, die sich unter unseren Füßen in die Erde eingraben: Sie sollen für uns zeugen; vielleicht verdient die Welt keine anderen Zeugen."

Elie Wiesel

„Iwan, hau die Juden!"

Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich nach Mauthausen im April 1945

Von Benedikt Friedman, Haifa



Schriftenreihe „Augenzeugen berichten"
Herausgeber: Institut für Geschichte der Juden in Österreich, St. Pölten
und „Österreichisches Literaturforum" Wien
Hersteller: Eigenverlag des Instituts
Redaktion: Günther Burczik
St. Pölten, Mai 1989

Recherchen und Druck ermöglichten
Casinos Austria
Creditanstalt-Bankverein
Die Erste Österreichische Sparcasse
Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft
Energieversorgung Niederösterreich
Fachverband der Banken und Bankiers

ISBN 3 - 900976 01 5

Die Reihe wird von Dr. Johannes Diethart und
Dr. Klaus Lohrmann herausgegeben
Redaktion: Günther Burczik

Vorwort zur gesamten Reihe
Von Klaus Lohrmann

Die ersten Schritte zur Verwirklichung dieser Reihe setzte das Institut für Geschichte der Juden in Österreich gemeinsam mit den Zeitschriften ZENTRUM und „Österreichisches Literaturforum". Zunächst war an eine journalistische Aufarbeitung der Berichte gedacht. Die eingehende Diskussion mit dem Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin, dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und einigen Stellen in den Vereinigten Staaten zeigte aber, daß eine derartige Reihe auch im Sinne bestimmter wissenschaftlicher Fragestellungen zu gestalten wäre.

Die Auswahlkriterien

Folgende Berichte, die dem Institut zugehen, kommen in die engere Wahl zur Veröffentlichung: Der Bericht muß das Schicksal jüdischer Personen behandeln, die im Bereich der Österreich–Ungarischen Monarchie bzw. in einem der Nachfolgestaaten geboren wurden, sich während des Krieges oder ab 1945 als „Displaced Persons" in Österreich aufhielten. Ebenso kommen die Berichte von Juden in Frage, die heute in Österreich leben. Wenn auch die Judenverfolgungen während der Naziherrschaft einen Mittelpunkt der Reihe bilden

werden, da sie als weltgeschichtliche Tragödie besonderes Interesse auf sich ziehen, können auch andere Themen jüdischen Lebens behandelt werden. Insgesamt soll die Reihe eine kritische Quellenreihe zur Geschichte der Juden im Mitteleuropa des 20. Jahrhunderts darstellen. Die politisch–historische oder sozialgeschichtliche Auswertung der Quellenreihe ist ein zweiter Schritt.

Bearbeitung der Quellen

Natürlich gehört es zu den Aufgaben einer kritischen Quellenedition, den Wahrheitsgehalt eines Berichtes zu prüfen. Im vorliegenden Heft 1 ist lediglich der Bericht von Ing. Benedikt Friedman enthalten, die Anmerkungen dienen nur der Erklärung besonders wichtiger Zusammenhänge. In Abstimmung mit dem Autor werden die Texte redaktionell bearbeitet, um gute Lesbarkeit zu erzielen, wobei aber der Charakter einer Quellenschrift vollständig gewahrt bleibt. In dieser Phase der Bearbeitung der Berichte ist es vor allem von Bedeutung, den tatsächlichen Augenzeugenbericht von späteren Lesefrüchten des Autors zu trennen. Oftmals verschmelzen nämlich tatsächlich Erlebtes und spätere Informationen aus der Literatur in der Erinnerung des Autors zu einem Ganzen. In diesem Punkt setzt die redaktionelle und wissenschaftliche Betreuung des Autors ein, wobei er in günstigen Fällen seine Darstellung auch durch Dokumente belegen kann, wie dies bei Benedikt Friedman der Fall war.

Nach dieser ersten Bearbeitung setzt die Forschung über das Umfeld ein, wobei Zeugenaussagen von Personen, die im Bericht genannt sind, von großer Bedeutung sind. Der kritische Bericht zum Heft 1 wird im Heft 2 zusammen mit einem neuen Augenzeugenbericht nachfolgen. Auch diese kritischen Nachforschungen dienen in erster Linie dazu, die Echtheitsfrage der Quelle möglichst fundiert zu erhärten, aber auch dem Ziel, durch weitere Aussagen, denen Quellenwert zukommt, ein umfangreicheres Bild über die im ursprünglichen Bericht dargestellten Vorgänge zu gewinnen. Zugleich werden auch Dokumente geprüft, die zusätzliche Informationen beinhalten. So wurden für den folgenden Bericht bereits Gendarmerieberichte aus Ortschaften geprüft, durch die der Zug der ungarischen Juden führte.

Wir hoffen, mit der Reihe Fachkollegen Material in die Hand zu geben, das zu weiteren Arbeiten anregt, Beiträge zu anstehenden wissenschaftlichen Fragen liefert und die oft unangenehm empfundene Lücke der erzählenden Quelle schließt, denn so wichtig das Studium des einschlägigen Aktenmaterials im Sinne der Feststellung von Faktenrichtigkeit ist, so vermittelt der erzählende Augenzeugenbericht mit seinen kleinen Beobachtungen und Bemerkungen den Versuch, Vorgänge aus der Zeit zu beurteilen und schafft erst die Voraussetzungen zu einem möglichen historischen Verständnis.

Einleitung

Eines der großen Tabu–Themen im Österreich der Nachkriegszeit waren die Todesmärsche tausender Juden durch die damalige Ostmark in den Monaten März und April 1945, also kurz vor dem Kriegsende. Sie sind es bis heute geblieben. Wer sie dokumentieren will, stößt auf versiegte Quellen, in der einschlägigen Literatur finden sie kaum Erwähnung. Augenzeugen auf Seiten der Opfer gibt es fast keine mehr, weil schon damals, 1945, nur wenige überlebten. Augenzeugen auf Seiten der Täter und der Zuschauer – alles spielte sich ja in der Öffentlichkeit ab! – gab es schon damals kaum, weil fast alle schwiegen. Und die Berichte jener paar Zeugen, die überlebt hatten oder doch sprachen, wurden unterdrückt – nicht nur vom offiziellen Österreich, sondern auch von den alliierten Besatzungsbehörden.

Der Grund für dieses Verschweigen und Vertuschen: Viele, allzu viele Österreicher waren an den tausenden Morden, die während der Märsche an den Juden begangen wurden, aktiv beteiligt. Mehr noch: Hier war zum ersten Mal evident, eindeutig überprüfbar und von allen Augenzeugen übereinstimmend belegt, was man nach 1945 immer wieder geleugnet oder auf andere geschoben hatte: Österreicher, mit ganz wenigen Ausnahmen ausschließlich Österreicher, biedere Familienväter,

honorige Bürger, fleißige Handwerker, waren die Mörder.

Benedikt Friedman, ein polnischer Jude, der heute in Haifa lebt, ist einer der Augenzeugen. Zu seinem Glück befand er sich jedoch nicht unter den Opfern, sondern unter den Zuschauern am Straßenrand: Er mußte mitansehen, wie seine Glaubensbrüder auf ihrem Marsch nach Mauthausen von ostmärkischen Volkssturmleuten auch durch jene Kleinstadt in der Nähe von Graz getrieben wurden, in der er, als polnischer Zwangsarbeiter „getarnt", seit 1943 gezwungenermaßen gelebt hatte.

Friedman war aber mehr als „nur" Augenzeuge: Zwei Jahre nach Kriegsschluß, Anfang 1947, war er in der Steiermark unterwegs, um im Auftrag der Engländer die Todesmärsche zu recherchieren und Zeugenaussagen zu protokollieren. Nach einiger Zeit wurden diese Nachforschungen der Besatzungsmacht jedoch eingestellt, weil sie angeblich zu einer „unerwünschten Beunruhigung" der Bevölkerung geführt hatten. Benedikt Friedman wurde verpflichtet, alle Protokolle abzuliefern. Einige aber behielt er – sie werden hier, im zweiten Teil dieses Berichts, zum ersten Mal veröffentlicht.

Wie aus diesen Protokollen hervorgeht, kamen die Transporte in mehreren Gruppen, bestehend aus jeweils etwa fünfhundert bis zweitausend Personen, aus Ungarn, oder sie wurden an der ungarisch–österreichischen Grenze zusammengestellt. In der Mehrzahl waren es ungarische Juden, viele

stammten aber auch aus Rumänien, Polen, der Tschechoslowakei und der Karpato–Ukraine. Die letzten Deportationen ungarischer Juden hatten, bereits unter Szálasis Pfeilkreuzlern, Anfang November 1944 in Budapest stattgefunden: 80.000 Juden waren „in einem Todesmarsch auf die österreichische Grenze zugetrieben" worden (siehe Katalog der Ausstellung „Juden in Ungarn", Beth Hatefutsoth, Wien, März 1988). Die Gruppen, die im März 1945 von dieser Grenze aus durch das heutige Österreich marschieren mußten, setzten sich in erster Linie aus Überlebenden der Todesmärsche durch Ungarn zusammen. Die ungarischen Juden – unter ihnen befanden sich auch Angehörige aus einem Dutzend anderer Nationen sowie viele Zigeuner und politische Häftlinge – waren bereits seit November 1944 bei Schanzarbeiten an der Grenze, beim Bau der „Niederdonau–Linie" des sogenannten Südostwalls, eingesetzt gewesen[1], ehe sie in

1 Wie aus einer noch unveröffentlichten Studie des ungarischen Historikers Szabolcs Szita, „Die letzten Tage des Faschismus in West-Ungarn 1944-45. Unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte des Arbeitsdienstes und der Kriegsarbeit", hervorgeht, kam rund ein Drittel der in elf Arbeitslagern in der Umgebung von Sopron zusammengepferchten 23.000 bis 25.000 Zwangsarbeiter ums Leben. Zwei dieser Arbeitslager befanden sich auf heute österreischem Gebiet: in Siegendorf und in Deutschkreuz. Wir danken Prof. Szita für die Überlassung einer deutschen Kurzfassung des Entwurfs seiner Arbeit. Die genannte Studie und seine Bücher, „Holocaust in den Alpen"(1983) und „Die Festung des Todes" (1988) sind die bisher einzigen wissenschaftlichen Arbeiten zu den Todesmärschen durch Österreich.

Gruppen zusammengefaßt und weitergetrieben wurden.
Eine dieser Gruppen überschritt am 22. oder 23. März die (heutige) österreichisch–ungarische Grenze bei Köszeg, eine andere am 28. März bei Rechnitz. In der Nähe von Graz wurden (um den 8. April) mehrere Gruppen zu einem Großtransport von etwa sechstausend, nach anderen Schätzungen bis zu zehntausend Personen, zusammengefaßt. In qualvollen Fußmärschen, bis zu vierzig Kilometer pro Tag, führte ihr Weg unter unmenschlichsten Torturen durch das südliche Burgenland (Oberwart), die Steiermark (Hartberg, Weiz, Graz, Bruck/Mur, Leoben, Trofaiach, Eisenerz, Hieflau, Liezen, St.Gallen) und Oberösterreich (Steyr, Enns) in das Konzentrationslager Mauthausen. Verpflegung gab es kaum, dafür umso mehr Prügel; wer nicht weiterkonnte, wurde erschossen oder erschlagen. Massenerschießungen fanden u.a. auf dem Präbichl und im Rechnitzer Wald statt. Die wenigen, die in Mauthausen ankamen, wurden weiter in das 50 Kilometer westlich gelegene KZ Gunskirchen in Marsch gesetzt[2].

2 Diesen Todesmarsch durch Oberösterreich, der über Enns und Wels nach Gunskirchen führte, wo die KZ-Häftlinge am 4./5. Mai 1945 von den amerikanischen Truppen befreit wurden, hat der Linzer Peter Kammerstätter in einer penibel recherchierten, noch unveröffentlichten Materialsammlung dokumentiert. Manuskript: „Der Todesmarsch der ungarischen Juden von Mauthausen nach Gunskirchen" (1970) im Dokumentationsarchiv des Östereichischen Widerstandes (Sig.: A 6733). Auch eine Tondiaschau wurde zu diesem Thema zusammengestellt: Dipl. Ing. Peter Witz, Sandl/OÖ; Vorführungen: ÖGB Linz und Institut für angewandte Entwicklungspolitik, Linz

Die Wachmannschaften, deren Brutalität in den meisten Fällen jener der KZ–Wächter und KZ–Schlächter um nichts nachstand, wurden alle 15 bis 20 Kilometer gewechselt. Ihre Kommandanten waren zumeist Gendarmen in Uniform. Die Mannschaften setzten sich, laut übereinstimmenden Zeugenaussagen, auf der gesamten Strecke aus „bewaffneten Zivilisten" und halb– oder volluniformierten Volkssturmmännern zusammen, dem „letzten Aufgebot" Hitlers. Es waren in der Mehrzahl Bewohner der Umgebung und jener Ortschaften, durch die sie die Juden trieben und in denen sie einander bei ihrem blutigen Handwerk ablösten. Wieviele ihrer Opfer überlebt oder auch nur Mauthausen erreicht haben, ist nicht bekannt.

Im folgenden bringen wir die emotionelle und engagierte Schilderung Benedikt Friedmans, daran anschließend die – mit Ausnahme einiger, der besseren Verständlichkeit dienender stilistischer und grammatikalischer Korrekturen wortgetreue – Wiedergabe der von Friedman mit den Augenzeugen aufgenommenen Protokolle.

Günther Burczik

„Iwan, hau die Juden!"

Der Vorfrühling des Jahres 1945 war warm und sonnig. Selbst der Himmel hatte sich gegen den braunen Moloch verschworen, er blieb blau und klar. Alliierte Luftgeschwader überflogen deutsches Land, überzogen es mit Feuer und Tod, mit Verderben und Vernichtung. Im Osten hatten die sowjetischen Truppen bereits die Donau überschritten, im Westen drangen Engländer, Amerikaner und Franzosen vor: Deutschland bekam den Krieg am eigenen Leib zu spüren. Zerschellt war das Ungetüm, es lag in Trümmern. Die großmäulige Nazi–Herrlichkeit war verschwunden, vom „Tausendjährigen Reich" war nur noch ein schmaler Streifen geblieben, der von Tag zu Tag schmäler wurde.

In diesem von den Alliierten noch unbesetzten Streifen tummelten sich Millionen von Flüchtlingen, die planlos umherirrten, einander in die Quere kamen, Panik und Verwirrung stifteten und die einheimische Bevölkerung beunruhigten. Den Nazis war ihre protzige Selbstherrlichkeit längst vergangen, die Helden des Nibelungenliedes hatten ordinäre Angst. Trotzdem mußten Millionen Kriegsgefangene und verschleppte Zwangsarbeiter ihr Jammerdasein unverändert fortsetzen. Sie wurden nur noch grausamer ausgepreßt, noch ärger drangsaliert und dem Verhungern ausgeliefert.

Doch unausweichlich näherte sich das Ende. Aber auch da, im Todeskampf noch, schlug die braune Brut wild um sich. Und im letzten Moment erfand Goebbels den Volkssturm. In der Ostmark bestand dieser Volkssturm auch gleich die Feuerprobe. Zwar gelang es ihm nicht, die Alliierten zu schlagen, Amerika zu unterjochen und aus England und Rußland deutsche Gaue zu machen. Aber er vollbrachte andere „ehrenvolle" Taten: Einen Monat vor Deutschlands Zusammenbruch wurden Juden durch die Ostmark getrieben, und österreichische Volkssturmmänner bewachten sie und rotteten sie systematisch aus. Die Mörder waren keine SS–Mitglieder, keine berufsmäßigen Henker, sondern Durchschnittsmenschen: Bauern, Handwerker, Holz– und Grubenarbeiter, Geschäftsleute, Vertreter der Intelligenz, Jugendliche und Greise.

Als polnischer Zwangsarbeiter getarnt

Seit 1943 lebte ich, als polnischer Zwangsarbeiter getarnt, in einer steirischen Kleinstadt, nicht weit von Graz. Da dieser Ort die Kreisstadt eines Kohlen– und Holzindustriereviers mit zahlreichen „kriegswichtigen" Betrieben war, mußten hier gegen Kriegsende viele Hunderte Zwangsarbeiter schuften. Eine bunt zusammengewürfelte Menge wurde da mit Prügel und Hungerrationen zur Arbeit angehalten: in erster Linie Russen und Polen, aber auch Franzosen und, ganz zum Schluß, Italiener. Am meisten zu leiden unter der Knute der

durchwegs einheimischen Sklavenhalter aber hatten wir, die Polen, und die Russen. Hoffnungsvoll blickten wir deshalb immer dann zum Himmel, wenn dort alliierte Flugzeuge, bei Tag Amerikaner, bei Nacht Engländer, das Land überflogen und vor allem Industriebetriebe bombardierten. Hoffnungsvoll registrierten wir die Zerstörungen – unbekümmert darum, daß auch wir hätten dabei umkommen können.

Mit Genugtuung beobachteten wir die Flüchtlinge, die, Heuschreckenschwärmen gleich, unser Städtchen und seine Umgebung überfluteten. Unter ihnen befanden sich viele ungarische Bauern, die, von der deutschen Greuelpropaganda verführt, vor den heranrückenden sowjetischen Truppen panikartig auf Pferdewagen ihre Gehöfte verlassen hatten. Zum großen Ärger der Einheimischen – und deshalb unsere Genugtuung! – versuchten sie nun in ihrer Verzweiflung, sich mit Kind und Kegel, mit Rindern und Schweinen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt und auf Wiesen und Feldern ringsum einzurichten, so gut es eben ging.

Und mit „gemischten Gefühlen" schließlich, einer Mischung aus Furcht, Zorn und Genugtuung, sahen wir SS–Einheiten und Truppen der für die Nazis kämpfenden Wlassow–Armee, die, von der Front zurückgezogen, in Gasthäusern und Schulen Quartier bezogen hatten. Manche Wlassow–Soldaten glaubten, ihrem voraussehbaren Schicksal zu entkommen, wenn sie sich uns, den russischen und polnischen Zwangsarbeitern, anbiederten. Sie

beteuerten immer wieder, mit Gewalt in die deutschen Uniformen hineingepreßt worden zu sein, und sie bemühten sich ängstlich um unser Wohlwollen ...

Die Österreicher schäumten über die fremden Eindringlinge, die ihnen keinen Nutzen einbrachten, sie, im Gegenteil, „kahlfraßen". Noch trauten sie sich nicht, ihrem Groll freien Lauf zu lassen, denn sie waren loyale Ostmärker und sind es bis zur letzten Sekunde geblieben. Nach dem Einmarsch der Alliierten verwandelten sie sich auf der Stelle in patriotische Österreicher, Opfer der deutschen Vergewaltigung.

Wir aber, wir mußten unser hartes Tagewerk verrichten wie immer. Ungeachtet dessen, daß das Ende nahte – unsere Sklavenhalter wußten natürlich ganz genau, daß es für sie bereits eine halbe Minute vor Zwölf war – wurden wir wie gewöhnlich geschunden; vielleicht sogar noch um einen Grad härter, brutaler. Wir litten und wir hungerten, untereinander flüsterten wir nur mehr, aus Angst, von den Nazis gehört und noch in der letzten halben Minute als ausländische Volksfeinde umgelegt zu werden.

Der Zug der lebenden Leichen

Es war Anfang April 1945. In die gespannte Atmosphäre dieser Tage platzte plötzlich die Nachricht wie eine Bombe: „Juden werden durch die

Stadt getrieben!". Ihre Detonation konnten sogar wir, die Sklaven, hören.

Die Leute wunderten sich. Sie debattierten, sie versammelten sich auf der Landstraße, durch die die Juden getrieben werden sollten. Die Ortsbewohner – nur wenige waren zu Hause geblieben – wollten sich das Schauspiel nicht entgehen lassen. Wie war das möglich, lebende Juden? Die sollten hier vorbeiziehen? Die Juden aus dieser Gegend waren doch schon vor Jahren verschwunden! Man hatte ihre Vertreibung miterlebt. Man hatte es mit eigenen Augen gesehen, viele hatten mitgetan, mit angepackt, um diesen und jenen Ort, wie befohlen, „judenfrei" zu machen. Graz, die Gauhauptstadt, brüstete sich ja damit, eine der ersten „judenfreien Gemeinden" gewesen zu sein. Zur Belohnung hatte Hitler sie bekanntlich zur „Stadt der Volkserhebung" ernannt.

Aber jetzt war das doch alles längst vergangen, vergessen. Die einheimischen Juden, ihre Existenz, ihr Schicksal, waren aus dem Gedächtnis der meisten gestrichen. Jüdische Nachbarn? Ja, ja, vielleicht ein paar, die sind aber doch verschwunden, weiß Gott, wohin. Das Gewissen war besänftigt, schlief; bei vielen war es nie geweckt worden. Man schlief den Schlaf des Gerechten, auch und vor allem die aktiven und passiven Mittäter, die aktiven und passiven Nutznießer, die Arisierer und Beschlagnahmer. Jüdisches Gut? Das war doch alles nach schönster deutscher Ordnung beschlagnahmt, behördlich verteilt und rechtmäßig übernommen

worden! Über die früheren Eigentümer brauchte man sich auch jetzt keine Gedanken mehr zu machen, so man sich jemals überhaupt welche gemacht hatte: Die waren ja weg, eliminiert, sie würden nie mehr auftauchen. Und jetzt das?

Alle warteten gespannt. Aufgewühlt und gespannt hatte sich eine Menschenmenge längs der Straße, durch die die Juden getrieben werden sollten, versammelt. Auch wir, die Zwangsarbeiter, standen da und warteten. Man hatte uns nicht nur nicht daran gehindert, uns den schaulustigen Einheimischen anzuschließen, man hatte uns sogar dazu aufgefordert und von der Arbeit freigestellt. Die Einheimischen unterhielten sich laut, Meinungen wurden ausgetauscht, man nahm sich kein Blatt vor den Mund. Ein alter Mann, dessen Hals ein mächtiger Kropf zierte, wiegte bedächtig den Kopf und meinte, es sei ihm schleierhaft, wieso es überhaupt noch Juden gebe. Die Leute wurden nachdenklich, es war ihnen wohl ein wenig unheimlich, auf Menschen zu warten, die man längst tot wähnte. Jemand vermutete, es würden wohl gar keine Juden sein, sondern vielleicht jugoslawische Partisanen oder andere Banditen. Aber nein, riefen mehrere, es seien Juden, auf die man da warte, waschechte, lebende Juden. Das wisse man von den Volkssturmmännern, die zur Bewachung der Transporte aufgeboten worden seien.

Dann kamen sie. Todmüde, verschmutzt, in zerrissene Lumpen gehüllt, die Augen zu Boden gesenkt, wankten sie vorbei. Sie konnten die

zerschundenen und blutenden Füße kaum mehr vom Asphalt heben. Bei ihrem Anblick gerann einem unwillkürlich das Blut in den Adern. Der grausige Zug hatte nichts Menschliches mehr an sich, es war ein Zug von Gespenstern, Nachtmahren am hellichten Tag, ein Zug lebender Leichen, der da vor unseren entsetzten Augen vorüberzog. Wie einem Massengrab entstiegen, mit Gewehrkolbenhieben in ein anderes Massengrab getrieben.

„Iwan, hau die Juden!"

Die Menge schwieg. Eine unheimliche Stille überzog die Landschaft, nur unterbrochen von den schlurfenden Schritten auf dem Asphalt und dem vereinzelten „Weiter!"–, „Vorwärts!"–Brüllen der Wachmannschaft. Im ersten Schock lähmte der grausige Anblick alle, uns wie die Einheimischen. Neben mir standen ein paar Ukrainer, die zu meiner Arbeitsgruppe gehörten, hartgesottenene, vierschrötige Burschen, die ihr Leben lang Judenhasser gewesen waren – sie waren jetzt bleich geworden und hatten die Augen niedergeschlagen. Einer meiner Landsleute, ein Pole, sagte mir nachher leise: „Du weißt, ich mag die Juden nicht, aber die, die da an uns vorübergetrieben wurden, wankten auf zwei Beinen daher wie du und ich. Man schlägt sie, tritt sie, quält sie, läßt sie im Straßendreck krepieren

– was man ihnen antut, tut man auch uns an oder wird es uns noch antun…".

Bald jedoch wich die Beklommenheit am Straßenrand einer überdrehten Geschwätzigkeit, ja Heiterkeit. Man machte einander auf „besonders interessante" Gestalten aufmerksam, rief einander zotige Bemerkungen zu, tauschte hämische Kommentare aus. Manche Volkssturmmänner der Begleitmannschaft winkten lächelnd ihren Bekannten und Verwandten am Straßenrand zu, die wiederum zwinkernd auf die Gespenster deuteten.
Plötzlich brach direkt vor uns ein Jude zusammen. Keuchend kroch er noch einen Meter weiter, dann knickten Knie und Ellenbogen ein, kraftlos schlug er mit dem Gesicht auf dem Asphalt auf. Ein schmächtiger, grauhaariger Volkssturmmann lief herbei und trat dem Ohnmächtigen mit den genagelten Stiefeln in die Hüfte. Der Jude rührte sich nicht. In seinen Schnauzbart fluchend, riß der Wächter sein Gewehr von der Schulter. Da stürzten zwei Leidensgefährten aus dem Zug herbei, faßten den Ohnmächtigen unter den Armen und zogen ihn hoch. Und da geschah ein Wunder: Die Leiche erwachte. Sie begann, die Beine zu bewegen und, wie ein Automat, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Der Volkssturmmann schulterte sein Gewehr, die Menge am Straßenrand lachte.
In das Lachen hinein gellte die Stimme des Alten mit dem Kropf: „Simulantenbande!". Drohend schüttelte

er die Fäuste: "Dreckiges Judenpack, euch wird man schon helfen!". Die Spannung wuchs. Was würde noch geschehen?

"Iwan, hau die Juden!", brüllte da der Alte, an den Ukrainer neben mir gewandt. Der aber stand wie ein Klotz, mit unbewegtem Gesicht. Das schien selbst ihm, dem Judenhasser, zu viel zu sein. Er rührte sich nicht. Nur seine gewaltigen, rohen Hände ballten sich zu Fäusten. Ich glaube heute noch, daß sich diese stumme Geste nicht gegen die Juden richtete, sondern gegen ihre Bewacher. Das Lachen hatte aufgehört.
Da kam ein kleiner Bub dem stumm, mit unbewegtem Gesicht dastehenden Iwan „zu Hilfe". Der muntere, rotbäckige Kleine, dem ein Steirerhütchen keck auf dem Kopf saß, hob einen Stein vom Straßenrand auf und warf ihn, mit dem kleinen Arm weit ausholend, auf den armseligen Gespensterzug.
„Bravo, Franzl!", kreischte der Alte begeistert. Die Umstehenden brachen, erleichtert, wieder in Gelächter aus…

Die Ermittlungen beginnen

Zwei Jahre später, im April 1947, wurde ich zum Direktor des UNRRA–Teams 3143 in Admont in der

3 UNRRA, United Nations Relief and Rehabilitation Administration, eine bereits am 9. November 1943 von den USA gegründete Organisation für Flüchtlingshilfe in den vom 2. Weltkrieg heimgesuchten Gebieten. Die in 25 Ländern wirkende

Steiermark, Herrn Manuel Katz aus Atlanta (Georgia, USA), gebeten. Seine Gruppe betreute die jüdischen Insassen des DP–Lagers in Admont[4]. Herr Katz eröffnete mir, daß ihn der Leiter der britischen Field Security Section (FSS) in der obersteirischen Bezirksstadt Liezen, Major Walters, ersucht hatte, eine vertrauenswürdige Person ausfindig zu machen, die den Besatzungsbehörden bei den Ermittlungen über die Beteiligung von Österreichern an den während der Todesmärsche durch die Steiermark im April 1945 verübten Massenmorden an Juden behilflich sein könnte.

Zwar war, auf Veranlassung der Briten, bereits eine Untersuchung seitens der österreichischen Behörden eingeleitet worden. Major Walters hatte jedoch feststellen müssen, daß die Fahndung nach den Verbrechern in dem ihm unterstellten Bezirk, in dem die an Zahl und Umfang größten Massaker stattgefunden hatten, nur schleppend vorankam, verschiedentlich sogar ganz eingeschlafen war. Deshalb hatte sich Major Walters mit der Bitte um Unterstützung an Direktor Katz gewandt. Beide Herren einigten sich darüber, daß es wahrscheinlich

Organisation wurde nach der Gründung der Vereinten Nationen (24. 10. 1945) den UN angeschlossen, jedoch kurz nach den von Benedikt Friedman geschilderten Ereignissen, am 30. Juni 1947, aufgelöst. Die meisten ihrer Agenden übernahm anschließend die IRO (International Refugee Organization). – Anm. d. Red.

4 DP, Displaced Persons, im 2. Weltkrieg von den Nazis aus ihrer Heimat vertriebene oder verschleppte Personen. Neben ihrer Tätigkeit für die Flüchtlinge war die UNRRA auch mit der Hilfe für DPs und deren Repatriierung beschäftigt; auch Lager für Displaced Persons wurden von ihr errichtet. – Anm. d. Red.

von Nutzen wäre, die Fahndung, zumindest im Anfangsstadium, einem Juden anzuvertrauen.

Herr Katz ersuchte mich also, mich dieser Sache anzunehmen. Ich willigte ein. Major Walters, mit dem ich bald zusammentraf, erklärte mir, daß er kein Vertrauen zur österreichischen Gendarmerie seines Bezirks habe, zumindest was die Aufdeckung von Verbrechen an Juden betreffe. Immerhin stammten ja die verdächtigen Personen aus den umliegenden Städten und Dörfern, seien in einigen Fällen wohlhabende und angesehene Gemeindemitglieder und/oder mit den österreichischen Fahndungs– und Untersuchungsbeamten verwandt. Oft seien die Beamten selbst durch ihre Nazi–Vergangenheit belastet, folglich an einer Untersuchung oder gar Bestrafung der Täter wenig interessiert.

Major Walters schlug mir vor, mich vorderhand mit jenem Abschnitt der Todesmärsche zu beschäftigen, der zwischen Eisenerz und St. Gallen liegt. Später sollten wir auch andere Abschnitte bearbeiten. Meine Aufgabe war also, Zeugen unter den Überlebenden der Todesmärsche und in der einheimischen Bevölkerung ausfindig zu machen, deren Aussagen zu protokollieren, Personenbeschreibungen der Wachmannschaften zu sammeln und schließlich der Field Security Section Hinweise darüber zu liefern, wo die mutmaßlichen Verbrecher zu suchen und zu finden seien. Zur Durchführung dieser Aufgaben standen mir ein britischer Unteroffizier, eine britische Stenotypistin und ein Fahrzeug zur Verfügung. Major Walters

sicherte mir seine volle, uneingeschränkte Unterstützung zu und bat mich, ständig mit ihm in Verbindung zu bleiben.

Nichts gesehen, nichts getan

Mir war von vornherein klar, was mir da bevorstand. Die meisten Polizei–, Gendarmerie– und Justizbeamten der Nazizeit waren 1945 von den demokratischen Behörden übergangslos übernommen und zumeist auf ihrem Posten belassen worden. Natürlich waren auch einige entlassen oder zur Rechenschaft gezogen und verurteilt worden, aber man ließ fast alle – nicht nur die erwähnten Beamten – bald wieder frei. Und so kam es, daß es nach 1945 in Österreich plötzlich fast keine Nazis mehr gab, keine Täter und Mittäter, nur noch harmlose Mitläufer und Verführte, die gezwungenermaßen und lustlos, aus reinen Existenz– und Überlebensgründen, lediglich der NSDAP oder einer ihrer Unterorganisationen beigetreten und, natürlich wider ihre Überzeugung, nur leise mitgeheult, aber beileibe nie aktiv mitgewirkt hatten.

Und so kam es auch, daß kein einziger Österreicher an Judenverfolgungen oder gar Judenmorden teilgenommen hatte, kein einziger Österreicher Juden gedemütigt, beschimpft, gequält, drangsaliert, mißhandelt, geprügelt, angezeigt oder gar deportiert oder getötet hatte. Die österreichischen Juden hatten sich, ganz ohne Zutun der übrigen Österreicher (oder Ostmärker, wie sie ja damals hießen), auf unerklärliche Weise in Luft aufgelöst. Oder sie waren halt ganz einfach von den bösen Deutschen

oder, je nachdem, von Hitler, Himmler und den anderen, noch böseren Deutschen, persönlich weggebracht worden. Niemand von den Österreichern hatte jüdisches Vermögen gestohlen oder jüdische Unternehmen arisiert, das war alles seinerzeit „behördlich konfisziert" worden. Keiner hatte widerrechtlich eine jüdische Wohnung samt Einrichtung übernommen, sie war ihm natürlich „rechtmäßig zugewiesen" worden, einfach, weil sie ihm eigentlich schon immer zugestanden war...

Nein, sie, die Österreicher, hatten allesamt nichts Böses getan, sie waren für nichts verantwortlich, sie waren für nichts haftbar und sie waren deshalb ja auch nicht wiedergutmachungspflichtig. Nein, sie nicht. Sie waren es doch, die unter dem Krieg zu leiden gehabt hatten; ihre Männer und Söhne hatten einrücken und an den Fronten sterben müssen, ihre Frauen und Kinder waren im Bombenhagel der Alliierten umgekommen. Sie, die Österreicher, waren nicht die Täter. Niemals. Sie waren die Opfer...

Natürlich dachten nicht alle Österreicher so. Es gab viele, die das nationalsozialistische Regime ablehnten, viele, die dagegen gewesen waren und sich in ohnmächtiger Wut dagegen aufgelehnt hatten. Und es gab manche, die gegen die Nazis opponiert, Sabotage betrieben, aktiv im Widerstand gekämpft hatten und dabei umgekommen, im KZ umgebracht oder vom Henker geköpft worden waren.

Aber die Mehrzahl war damals und auch später – viele sind's sogar heute noch! – der gleichen oder ähnlichen Meinung wie Helmut Qualtingers nachmals legendär gewordener Herr Karl: „I hab nur an Juden g'führt. I war ein Opfer." Im übrigen wurde sie darin nicht nur von manchen österreichischen Politikern der unmittelbaren Nachkriegszeit bestärkt – man lese nur die einschlägigen Protokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952![5] –, sondern sogar von den Alliierten selbst, die ihr bereits in der Moskauer Deklaration eingeredet hatte, Opfer gewesen zu sein...

In dieser Situation, vor diesem Hintergrund, sollte ich jetzt, kurz nach dem Ende des Kriegsgrauens und hier, auf dem Land, wo jeder jeden kannte und niemandem zugemutet werden konnte, einen Verwandten, Gesinnungsfreund oder gar sich selbst zu beschuldigen, hier also sollte ich meine Erhebungen pflegen. Wie war es möglich, diese Leute – von denen so mancher bei den Judenverfolgungen und sogar bei den Todesmarsch–Massakern höchstpersönlich mitgewirkt hatte – in den Fahndungsprozeß einzuspannen? Vor der Besatzungsmacht, vor Major Walters standen sie stramm und untertänig und dienstbeflissen, ihre Biedermannsgesichter signalisierten Loyalität und demokratische Rechtsgesinnung. Hinterrücks aber

---

5 Robert Knight (Hg.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen", (1988)

versuchten sie, die Morde zu vertuschen und jede Maßnahme zur Aufdeckung zu sabotieren.
Mit der Hilfe dieser Leute konnte ich also keinesfalls rechnen, noch weniger mit ihrem Schutz. Selbstverständlich drohte mir Gefahr. Major Walters war das bekannt, er sprach sich besorgt darüber aus. Trotzdem machte ich mich an die Arbeit. Ich wandte mich an alle mir zugänglichen DP–Lager, in denen Juden betreut wurden, und versuchte, dort Überlebende der Todesmärsche zu finden. Ich reiste viel herum, ich recherchierte, machte Zeugen ausfindig, mit denen ich die Tatorte besichtigte und die Routen der Todesmärsche abfuhr, um ihnen die Ereignisse besser in Erinnerung zu bringen. Ich nahm Kontakte mit Einheimischen auf, die bereit waren, zur Sache auszusagen, ich protokollierte ihre Aussagen und ich hielt mit Major Walters zahlreiche Besprechungen ab.
Der britische Unteroffizier, ein hochaufgeschossener junger Mann, im Zivilleben Student der juridischen Fakultät, half mir sehr bei meiner Arbeit. Er begleitete mich überall hin. Er chauffierte den Wagen, er trat überall dort auf, wo seine Uniform, sein Status als Mitglied der Besatzungsmacht von Nutzen war. Und er war das Bindeglied zwischen Major Walters und mir. Nie störte er; wenn es nötig war, hielt er sich taktvoll abseits; immer stand er beflissen zu meiner Verfügung. Trotzdem wußte ich, daß er mich überwachte und dem Major über jeden meiner Schritte Meldung erstattete. Selbstverständlich war auch die mir zugeteilte

Stenotypistin im Dienst der Field Security Section tätig. Ganz zuverlässig auf meiner Seite stand also nur der britische Wagen ...

Der „kooperative" Postenkommandant

Als wir nach Eisenerz kamen – in dessen unmittelbarer Nähe, auf dem nur wenige Kilometer südlich gelegenen Berg Präbichl, das ärgste Blutbad im Verlauf der Todesmärsche stattgefunden hatte –, überreichte mir der Leiter des dortigen Gendarmeriepostens stumm und mit saurer Miene ein dünnes, nichtssagendes Aktenbündel zum Betreff „Todesmärsche ungarischer Juden in das Konzentrationslager Mauthausen im April 1945". Von „meinem" britischen Unteroffizier wurde er sofort eindringlich davor gewarnt, auch nur ein Sterbenswörtchen über die ganze Angelegenheit und unsere Untersuchungen verlauten zu lassen. Der Postenkommandant stand stramm und nickte. Laut Personalgutachten der FSS war der Mann kein Nazi gewesen, kein Mitglied der NSDAP, wie es die meisten Gendarmen gewesen waren. Er genoß deshalb das Vertrauen der Besatzungsmacht. Daraus erwuchsen ihm manche Vorteile: Er wurde zum Postenkommandanten von Eisenerz ernannt.
Kaum hatten wir den Gendarmerieposten verlassen, warnte der „kooperative" Kommandant jeden, den er erreichen konnte: Die FSS und ein fremder Zivilist untersuchen die Judenmorde in Eisenerz!

Seine Haltung war mir klar: Er hatte zwar den langersehnten Posten von den Engländern bekommen, aber die Engländer waren für ihn auch nur Besatzer, Fremde, die früher oder später abziehen würden. Die Einheimischen indessen würden natürlich bleiben, mit ihnen durfte es sich gerade ein neuer Gendarmeriepostenkommandant nicht verscherzen. Er war peinlich darauf bedacht, sich an dieser „heiklen Angelegenheit" nicht die Finger zu verbrennen.
Am liebsten hätte er die ganze Sache weit von sich geschoben: Er hatte ja wirklich nichts damit zu tun gehabt. Gewiß, auf dem Marsch waren Juden getötet worden, das konnte man nicht leugnen. Aber man konnte es ja auch nicht mehr ungeschehen machen! Sollte er deswegen andere und dadurch sich selbst gefährden? Er hatte lang auf seine Chance gewartet, jetzt hatte er sie endlich bekommen – sollte er sie aufs Spiel setzen? Wem wäre damit geholfen? Den Juden? Die waren mausetot. Den Engländern? Die hielten ihn ohnehin für einen loyalen Demokraten. Der Justiz? Die war blind, nicht wahr, besonders jetzt, so kurz nach dem Krieg, in der Besatzungszeit, man hatte andere Sorgen, die Verhältnisse waren noch nicht so, eher chaotisch. Der Gerechtigkeit also? Nun ja ...

Nun ja, da waren die Volkssturmmänner. Die waren dabeigewesen, viele wußten das, auch der neue Postenkommandant von Eisenerz wußte das. Aber, war es nicht doch eigentlich so?: Diese Männer,

Greise und Kinder, waren doch im letzten Moment „behördlicherseits" zum Volkssturm[6] gezwungen worden, sie wurden zu verschiedenen Tätigkeiten verpflichtet, hier bei uns also zur Überwachung der Judentransporte. Sie handelten jedenfalls „auf Befehl von oben", sie taten nur die ihnen auferlegte Pflicht, und bei der Ausübung ihres Dienstes gab es eben Opfer. Traurig. Bedauerlich. Aber es war Krieg, und Krieg ist kein Kinderspiel, nicht einmal für bewaffnete Volkssturmkinder ... Und jetzt waren die ehemaligen, gegen ihren Willen mobilisierten Volkssturmmänner wieder biedere, friedliche Bürger, die man doch nicht wie Strauchdiebe und Wegelagerer behandeln durfte!

Die Ermittlungen werden eingestellt

Kein Mensch ist unabhängig von anderen Menschen, eine Hand wäscht die andere, man ist auf das Wohlwollen der Mitbürger angewiesen, besonders als Gendarmeriepostenkommandant. So faßte der anständige, demokratische Gesetzeshüter, als wir sein Dienstzimmer verlassen hatten, den Beschluß: Es geht nicht an, eigene Bürger Fremden

6 Der durch Erlaß vom 25. Oktober 1944 gegründete Volkssturm, der dem Reichsführer SS Heinrich Himmler unterstand, erfaßte alle „waffenfähigen, nicht der Deutschen Wehrmacht angehörigen" Männer zwischen 16 und 60. Er war zur Verstärkung der kämpfenden Truppen „bei der örtlichen Verteidigung in unmittelbar bedrohten Heimatgebieten" gedacht. – Anm. d. Red.

auszuliefern! Die Bedrohten müssen gewarnt werden!

Die Zeit verstrich. Wir ermittelten weiter, so gut es ging, und das Belastungsmaterial wurde trotz der Hindernisse, die sich unserer Tätigkeit in den Weg stellten, immer umfangreicher. Die Gendarmen in unserem Arbeitsgebiet waren, ebenso wie die präsumptiven Täter – die in manchen Fällen mit den Gendarmen identisch waren –, vom Eisenerzer Postenkommando alarmiert worden. Sie beschatteten uns, allerdings ohne uns zu belästigen oder anzuhalten und uns über unsere Tätigkeit auszufragen. Wir trafen sie überall auf unseren Wegen zu den Tatorten und den Massengräbern. Sie streiften immer wieder, wie zufällig, an uns vorbei und warfen uns prüfende Blicke zu. Dann wanderten sie geschäftig weiter, als würden sie nur ihre üblichen dienstlichen Rundgänge absolvieren. Viel mehr konnten sie ja nicht tun, immerhin befand sich ein Unteroffizier seiner Majestät in respektgebietender Uniform in unserem Team.

Natürlich wußten die Gendarmen sehr wohl, was wir recherchierten und wonach wir suchten. Ihre Aufgabe war es, zu kontrollieren, ob wir uns auf der jeweils richtigen Fährte befänden und wie tief wir in die ganze Angelegenheit bereits eingedrungen seien. Die Ergebnisse ihrer Beobachtungen rapportierten sie den Postenkommandanten.

Auch die Landbevölkerung rund um die Orte, an denen sich die Morde ereignet hatten, war durch unsere wiederholten Besuche aufgescheucht worden.

Sie war beunruhigt. Wir kamen ja immer wieder, um genau jene Plätze in Augenschein zu nehmen, die die Ortsbewohner – unter denen sich die Täter befinden mußten – in unheilvoller Erinnerung behalten hatten. Wir untersuchten jeden Strauch an den Tatorten, wir markierten Bäume mit auffallenden Zeichen, mit Pfeilen und Kreuzen, aus denen ersichtlich war, daß wir jeder Untat auf der Spur waren. Mit angstvollen Blicken beobachteten Waldarbeiter und Bauern unser Tun und entfernten sich rasch, wenn sie sahen, daß wir auf sie aufmerksam geworden waren.

In Windeseile verbreitete sich die Kunde im ganzen Land, daß nach Judenmördern gefahndet werde. Jene Leute, die auf unseren Listen stehen mußten, sprachen sich untereinander ab und begannen, ihre „Verbindungen" spielen zu lassen, darunter Verbindungen, die manche von ihnen über gut beleumundete und angesehene Mittelsmänner zu den Besatzungsbehörden geknüpft hatten.

Die Folge für mich war, daß eines Tages der sympathische Unteroffizier der Liezener FSS seinen Dienst nicht mehr antrat, und kurz danach blieben auch die Stenotypistin und der Wagen aus. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte: Unsere Tätigkeit war beendet. Und tatsächlich, UNRRA–Direktor Katz lud mich zu sich und erklärte mir mit verlegener Miene, daß er von FSS–Major Walters die Nachricht erhalten habe, die Untersuchung der Angelegenheit „Todesmärsche durch die Steiermark im April 1945" werde auf Veranlassung des Leiters

der FSS in Graz, Oberst Ramsey, eingestellt. Der Grund: Die Ermittlungen hätten „eine von der britischen Besatzungsmacht unerwünschte Beunruhigung der österreichischen Bevölkerung" hervorgerufen.

Im Namen Major Walters' sprach mir Direktor Katz den Dank der britischen Behörde für die geleistete Arbeit aus und verpflichtete mich, sämtliche noch in meinem Besitz befindlichen Protokolle samt allen Kopien der FSS abzuliefern. In Liezen achteten höflich, aber bestimmt, meine beiden bisherigen Helfer auf die strikte Einhaltung dieser Verpflichtung. Trotzdem gelang es mir, einen Teil der Protokolle für mich zu behalten. Sie blieben all die Jahre über in meinem Besitz.

Ehe ich sie hier zum ersten Mal im Wortlaut veröffentliche, noch ein Wort zu den Ereignissen der Tage zwischen dem 7. und 14. April 1945 auf dem südöstlich von Eisenerz gelegenen Berg Präbichl. Sie wurden nur deshalb im folgenden nicht ausführlich behandelt und in allen Einzelheiten protokolliert, weil unser Untersuchungsteam die Wegstrecke bis Eisenerz, laut Abkommen mit der FSS Liezen, erst später bearbeiten sollte. Das ist der Grund dafür, daß die Zeugenaussagen die dort verübten Massenmorde nur am Rand streifen; sie berichten vornehmlich über die Vorkommnisse, die sich hinter dem Präbichl, auf der Strecke zwischen Eisenerz und St.Gallen, ereignet hatten.

Fast jedermann in der Umgebung wußte damals darüber Bescheid, was auf diesem Berg geschehen war:

Die durch Hunger und die anstrengenden Märsche völlig erschöpften jüdischen Häftlinge konnten den steilen Weg auf den Präbichl nur mit größter Mühe bewältigen. Atemlos und mit allerletzter Kraft erreichten sie den höchsten Punkt. Dort erwartete sie eine gut vorbereitete „Aktion": Hinter Büschen und Bäumen versteckt, empfingen zahlreiche Volkssturmmänner den bedauernswerten Zug mit Feuerstößen aus ihren automatischen Waffen. Die Wachmannschaft, die natürlich über die Aktion informiert war, hatte sich rechtzeitig in Deckung gebracht und unterstützte ihre Kollegen bei dem Massaker. Um dem Kugelhagel von allen Seiten zu entrinnen, mußten die entkräfteten Opfer, von den Volkssturmmännern durch gebrüllte „Schneller rennen!"–Befehle dazu aufgefordert, um die Wette laufen. Wer nicht laufen konnte, und die meisten konnten es nicht, fand auf dem Präbichl den Tod.

Die Protokolle: Augenzeugen berichten

Admont, 7. April 1947
Koffler Zoltán, geb. am 1.4. 1918 in Fényeslitke, Ungarn, gibt zum Gegenstand des Judentransportes, welcher durch den Volkssturm Mitte April 1945 auf der Strecke zwischen Eisenerz und St. Gallen durchgeführt wurde, folgendes an:

In unserem Transport waren ungefähr 900 Menschen. Drei Tage vor den jüdischen Ostern sind wir in Eisenerz eingetroffen. Es war 8 Uhr abends. Aus dem Kino kamen gerade Leute. Sie spuckten uns an, bewarfen uns mit Steinen und freuten sich dabei. Die ärgsten waren junge Mädchen und Burschen. Man führte uns auf einen Platz, wo wir lagern sollten. Sofort wurden die Kranken aus dem Transport ausgesondert, es waren ungefähr zwanzig Personen. Ferner wurden zwölf kräftige Männer ausgewählt und mit Schaufeln ausgerüstet. Die ganze Gruppe wurde auf einen Lastwagen verladen und fuhr, in Begleitung von Volkssturmmännern, ab. Unsere Kameraden haben wir dann nicht mehr gesehen.
Erst in Mauthausen traf ich im Lager einen mir noch aus Ungarn bekannten Kameraden, der sich damals in dieser Gruppe befunden hatte. Er erzählte mir, daß zuerst die Kranken erschossen wurden, dann mußten die zwölf ein Grab ausheben und die Leichen hineinlegen. Anschließend wurden auch sie erschossen, nur ihm und einem Kameraden gelang

es, zu entkommen. Er heißt Josef Weiss und wohnte bis 1943 in Kisvarda, Ungarn. Er hat überlebt. Das letzte Mal habe ich ihn 1946 in Budapest gesehen.
Auf dem Lagerplatz in Eisenerz waren folgende Wachmänner die ärgsten:
1. Ein mittelgroßer Mann in Uniform, bewaffnet mit Maschinenpistole und Revolver. Im Stiefelschaft steckte ein Stock. Der Mann hatte dunkles Haar, ein längliches Gesicht mit roten Wangen und Hitler–Schnurrbart. Er war es, der die Kranken und die zwölf Kräftigen ausgewählt hatte. Er schlug uns fortwährend mit dem Stock und dem Revolverknauf. Auch ich habe von ihm mit dem Stock Hiebe auf den Kopf bekommen. Er ist mit der Gruppe, die ermordet wurde, weggefahren.
2. Ein Mann, ungefähr 40 Jahre alt, in Volkssturmrock und Zivilhosen. Auf dem Kopf trug er eine Zivilkappe. Er war etwa 180 Zentimeter groß, sehr dick, sein Gesicht war sehr bleich und fett, es fehlten ihm einige Vorderzähne, sein Haar war dunkelblond. Er saugte immer an einer Pfeife. Auf dem Lagerplatz war er stellvertretender Kommandant (Kommandant war der oben Beschriebene). Er beschimpfte uns fortwährend auf Ungarisch und auf Deutsch und drohte uns, daß wir bald sehr viel Ruhe haben werden. (Er meinte damit natürlich, daß wir alle umkommen werden). Er sagte, daß vor uns auch schon ein Judentransport angekommen sei, das Ziel Mauthausen aber nur wenige erreicht hätten. Ungarisch hat er gebrochen

gesprochen. Er schlug uns dauernd mit seinem Gewehr.

Noch am selben Abend, ungefähr um 10 Uhr, sind wir weitergegangen. Ich habe gehört, daß der Kommandant zu den Volkssturmmännern gesagt hat, sie sollen die Gewehre laden. Ungefähr drei Kilometer hinter Eisenerz führte die Straße durch einen Wald, der sich zu beiden Seiten des Weges dahinzog. Auf der Straße bemerkte ich Blutlachen. Plötzlich schoß der Kommandant in die Häftlingsmenge. In diesem Moment wurde aus dem Wald das Feuer auf uns eröffnet. Auch die uns begleitenden Volkssturmmänner schossen in den Menschenknäuel. Am ärgsten traf es den hinteren Teil der Kolonne. Es kamen damals ungefähr 90 Menschen um. In Mauthausen haben uns Kameraden aus dem ersten Transport erzählt, daß mit ihnen auf der selben Stelle das selbe gemacht wurde, nur hatte es bei ihnen viel mehr Tote gegeben.

Um 2 Uhr nachts kamen wir auf einem Platz vor Hieflau an. Dort mußten wir zwei Stunden warten. Ein Kamerad, der aus der Reihe trat, um seine Notdurft zu verrichten, wurde von einem Wächter erschossen. Dessen Aussehen konnte ich nicht erkennen, weil es dunkel war. An dieser Stelle wurde die Wachmannschaft gewechselt. Einer aus der bisherigen Begleitmannschaft – er war ungefähr 40 Jahre alt, hatte braunes Haar, magere, eingefallene Wangen und grobe, zerschundene Arbeitshände, er war in abgetragener Zivilkleidung und trug einen alten schwarzen Hut auf dem Kopf,

ich glaube, er war Maurer von Beruf – sagte zu der neuen Begleitmannschaft: „Wir haben nur hundert umgelegt, hoffentlich macht ihr eure Sache besser!"

Um 4 Uhr früh mußten wir unter Bewachung der neuen Begleitmannschaft losmarschieren. Der Kommandant war diesmal ein Gendarm in Uniform. Er war klein und dick, hatte ein volles, rot–braunes Gesicht, an der linken Schläfe prangte eine Narbe. Bewaffnet war er mit einer Pistole, ein brauner Wolfshund mit schwarzen Pfoten begleitete ihn. Der Gendarm kündigte uns an, daß alle, die zurückbleiben, unverzüglich erschossen werden. Er fuchtelte mit der Pistole herum und schoß die ganze Zeit auf uns. Auch sein Hund griff Häftlinge an. Wir litten an der Ruhr, doch konnten wir nicht austreten, denn wer nur einen Schritt zurückblieb, wurde sofort erschossen. Der Kommandant brüllte fortwährend: „Ihr verfluchte Rasse!".

Zwei oder drei der Wächter trugen Volkssturmuniformen und waren mit Maschinenpistolen bewaffnet, andere trugen Zivilkleidung, hatten Armbinden und trugen Gewehre.

Wir marschierten an einem Feld vorbei, auf dem ein Bauer gerade Kartoffeln setzte. Wir hatten großen Hunger, den ganzen Tag hatten wir nichts zu essen bekommen. So konnten wir uns nicht enthalten, den Bauern um einige Kartoffeln zu bitten. Da schlugen alle Wächter mit den Gewehrkolben auf uns ein, einige schossen in die Menge. Viele von uns wurden schwer verletzt, fünf blieben auf dem Boden liegen.

Dieses Massaker hat sich um 10 oder 11 Uhr vormittags ereignet. Hervorgetan hatten sich dabei, außer dem Kommandanten, folgende Wächter:

1. Ein Volkssturmmann in voller Uniform, bewaffnet mit einer Maschinenpistole, Revolver und Handgranaten. Personenbeschreibung: 28 bis 30 Jahre alt, sehr klein, starke X–Beine in Schaftstiefeln, volles, rundes, sonnengebräuntes Gesicht, weißes, wahrscheinlich künstliches Gebiß, Hitler–Schnurrbart, hellblondes Haar. Mit seiner Maschinenpistole schlug er einem Kameraden so lang auf den Kopf, bis dieser liegenblieb. Einem anderen Häftling hat er nachgeschossen, ohne ihn jedoch zu treffen. Er schlug uns immer wieder.
2. Ein Volkssturmmann in voller Uniform, mit Gewehr und Pistole bewaffnet. Personenbeschreibung: Ungefähr 40 Jahre alt, mittelgroß, längliches Gesicht, schwarze Haare. Über der Uniform trug er eine Lederjacke. Er sprach wenig, schlug aber am meisten. Bei dem Massaker haute er wie ein Wahnsinniger drein. Von seinen Schlägen getroffen, blieben mehrere Menschen liegen. Alle, die am Boden lagen, kamen nicht mehr mit, sie wurden später ermordet.
3. Ein junger, ungefähr 20–jähriger Bursch in Zivilkleidung, mit einem Gewehr bewaffnet, Vorname Otto. Personenbeschreibung: Dunkles, gescheiteltes Haar, mittelgroß, volles, rotes Gesicht, auffallend weiße Zähne, zwei Finger an der linken Hand steif. Er trug eine schwarze Skihose, keine Kopfbedeckung und roch stark nach

Kölnischwasser. Er benahm sich sonst ruhig, nur beim Massaker auf dem Kartoffelfeld wurde er rabiat. Er schlug mit seinem Gewehr auf uns ein und schrie: „Verfluchte Juden!" Einige von uns hat er schwer verletzt, sie bluteten aus mehreren Wunden.

Um 11 Uhr abends kamen wir dicht vor St. Gallen auf einen Rastplatz. Der neue Kommandant war wieder ein Gendarm in Uniform und braunen Schaftstiefeln. Er war 30 bis 35 Jahre alt, etwa 175 Zentimeter groß und hatte ein längliches, sonnengebräuntes Gesicht. Er war mit einer Pistole bewaffnet, in der Hand hielt er einen dicken Stock. Die anderen Wachmänner waren in Volkssturmuniform. Auffallend in dieser Gruppe waren zwei über 60–jährige Wächter.

Auf dem Rastplatz lagen von einem früheren Judentransport ungefähr zwanzig Leichen. Fünf oder sechs von ihnen hatten zerschmetterte Köpfe, die anderen waren furchtbar ausgemergelt, sie waren sicherlich an Erschöpfung gestorben. Einer hat sogar noch gelebt; man hätte ihn retten können, hätte man ihm zu essen gegeben. Aber auch wir bekamen kein Essen. Es regnete.

Um 8.30 Uhr wurden wir geweckt. Der Kommandant erlaubte uns, die toten Kameraden zu begraben. Als die Grube ausgehoben war, ermordete der Kommandant den einzigen Überlebenden durch einen Kopfschuß, obwohl wir ihn baten, den Erschöpften unbehelligt zu lassen, er werde sich schon erholen und mit uns weitermarschieren.

Vor St. Gallen, am Stadtrand, bekam jeder von uns eine halbe Futterrübe als Nahrung. Dann befahl uns der Kommandant, uns auszuziehen und im Fluß zu baden. Als wir nackt im Wasser standen, befahl er sofort, uns schnell wieder anzuziehen und in einer Marschkolonne aufzustellen. „Heraus, verfluchte Juden!", brüllte er, „schnell weitergehen!" und schlug unsere nackten Körper mit dem Stock. Auch andere Wächter schlugen uns mit Fäusten oder Gewehrkolben. Am selben Tag um 7 Uhr abends übernahm uns auf einer Wiese hinter dem Dorf eine andere Begleitmannschaft.
Alle von mir beschriebenen Wachmänner würde ich sofort wiedererkennen. Ich glaube, auch die Plätze, auf denen wir gerastet und wo sich die von mir beschriebenen Vorfälle ereignet haben.

Admont, 4. April 1947
Glas Tiberius, geb. am 13. 3. 1921 in Bergovo, Kreis Bereg, Karpato–Ukraine, gibt zum Gegenstand des Judentransportes, welcher durch den Volkssturm Mitte April 1945 auf der Strecke zwischen Hieflau und St.Gallen durchgeführt wurde, folgendes an:

Im April 1945, an das genaue Datum kann ich mich nicht mehr erinnern, verließen wir das Lager in Eisenerz. Unsere Gruppe zählte ungefähr 1000 Häftlinge. Es bewachten uns ca. 20 Begleitmänner. Sie hatten Volkssturmuniformen an, nur zwei oder drei waren in Zivilkleidung. Alle trugen Armbinden und waren mit Maschinenpistolen und Gewehren

bewaffnet. Einige hatten ständig dicke Prügel in der Hand, mit denen sie immer wieder zuschlugen, andere hoben von Zeit zu Zeit Äste vom Boden auf und schlugen uns damit.
Die Begleitmannschaft auf der Strecke Eisenerz – Hieflau war eine der brutalsten. Als wir vor Hieflau an einem Lager für französische Kriegsgefangene vorbeikamen, erschossen Wachmänner dieses Lagers drei Menschen aus unserem Transport. Auf der Strecke Eisenerz – Hieflau mußten wir zu fünft in Reih und Glied marschieren, wer nur einen Schritt aus der Reihe machte, wurde geschlagen. Hervorgetan hat sich dabei ein einarmiger Mann mit einer Maschinenpistole. Geprügelt haben alle, keiner von den Wachmännern auf dieser Strecke hat sich korrekt verhalten.
In Hieflau wurde die Begleitmannschaft ausgewechselt. Unseren Transport übernahmen etwa zwanzig andere Volkssturmmänner. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet und alle hielten armdicke Prügel in den Händen. Außerdem begleiteten uns drei bis vier mit Gewehren bewaffnete Zivilisten, die aber in jeder Gemeinde ausgewechselt wurden. Die Volkssturmmänner begleiteten uns bis Kleinreifling. Sie prügelten die Leute ununterbrochen. Ich selbst wurde auch mehrmals geschlagen. Ein Volkssturmmann hat mich besonders arg mißhandelt. Er war ungefähr 160 Zentimeter groß, 40 bis 45 Jahre alt; er war mager und hohlwangig, hatte braunes, volles Haar, und im Oberkiefer fehlten ihm ein paar Zähne. Bei jeder

Gelegenheit schlug er mich. Einmal schlug er mich über den Kopf, verletzte mich an den Ohren und zerbrach mir die Augengläser. Auch von anderen Wächtern habe ich Schläge bekommen, der aber war der ärgste. Ich würde ihn sofort wiedererkennen.
Gegen 4 Uhr nachmittags machten wir auf einer Waldwiese, dicht bei der Straße, halt. (Kommentar des Protokollierenden: Dieser Platz befindet sich zwischen Großreifling und Landl, dicht neben dem Bauernhaus Rosegger). Dort blieben wir bis zum nächsten Tag, 5 Uhr früh. Während der Rast waren wir von unseren Begleitern und von ungefähr 35 neuen, mit Gewehren bewaffneten Zivilisten umstellt. Die Zivilisten stammten aus den angrenzenden Gemeinden. Es war Tauwetter, der Schnee schmolz, und es regnete. Wir mußten in Wasserlachen und in Gräben liegen, die voll mit Wasser waren. Mit Kolbenhieben schlugen die Zivilisten auf jeden von uns ein, der nicht auf dem Boden lag. Sie erlaubten uns nicht einmal, unsere Notdurft auf der Seite zu erledigen, und wir mußten uns dort, wo wir gerade lagen, erleichtern. Frühmorgens, als es graute, mußten wir rasch aufstehen, Volkssturmmänner und Zivilisten trieben uns mit Kolben– und Stockhieben an.

Eine Stunde nach unserer Ankunft auf dem Rastplatz hatte sich folgendes ereignet: **Pallos** Tibor, geb. 1921, und **Pallos** Pal, geb. 1924, beide aus Budapest, hatten den Marsch von der ungarischen Grenze mitgemacht. Die Brüder waren meine

Schulkameraden gewesen. Pal hatte Geschwüre an den Füßen, er erkrankte schwer. Sein Bruder Tibor, ein kräftiger Mann, trug ihn eine lange Strecke auf dem Rücken. Einige Stunden nach unserer Ankunft auf dem Rastplatz starb Pal. Tibor wollte der Leiche die Schuhe ausziehen, um sie für den weiteren Marsch zu verwenden. Dies bemerkte ein Volkssturmmann und fragte, was er soeben getan habe. **Pallos**, der die deutsche Sprache gut beherrschte, erklärte es ihm. Da versetzte ihm der Volkssturmmann – ein sehr großer, schlanker, etwa 20 bis 22 Jahre alter Bursch mit hellblonden Haaren und einer schwarzen Binde über einem Auge – mit der Maschinenpistole einen Schlag auf den Rücken und befahl ihm, aufzustehen. Er führte ihn in den Wald, und nach zwei Minuten ertönte aus der Richtung, in die er **Pallos** geführt hatte, ein Schuß. Nach weiteren drei Minuten kehrte der Volkssturmmann ohne **Pallos** zurück. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen; ich bin sicher, daß er im Wald ermordet wurde. Noch am selben Tag, es dämmerte bereits, beerdigten wir die Leiche seines verstorbenen Bruders Pal.
(Kommentar des Protokollierenden: Der Platz, auf dem die Leiche von **Pallos** Pal beerdigt wurde, ist vom Zeugen in Anwesenheit des Protokollierenden und des Unteroffiziers der FSS Liezen am 3. April 1947 auf einer Wiese, die am Rande eines Waldes zwischen Großreifling und Landl liegt, identifiziert worden. Den Baum, in dessen Nähe die Leiche bestattet wurde, haben der Protokollierende und der

Unteroffizier mit den Buchstaben I N markiert. Die Richtung, in der **Pallos** Tibor abgeführt wurde, haben die Obgenannten laut Angaben des Zeugen eruiert.)
Am nächsten Tag wurden wir im Morgengrauen durch einen Pfiff geweckt. Vom Pfiff bis zur Aufstellung der vollständigen Marschkolonne ließ man uns 15 Minuten Zeit. Wer auch nur ein wenig zögerte, wurde von den uns bewachenden Zivilisten sofort geschlagen. Dicht vor St. Gallen kamen aus zwei Häusern auf einer Anhöhe 15 bis 20 Soldaten heraus, machten sich über unseren Zug lustig und begannen, auf uns einzuschlagen. In St. Gallen war während unseres Durchmarsches beinahe jedes Haus von einem Gendarmen oder Zivilisten bewacht.

Schreiber Robert, geb. am 7. 4. 1924 in Budesti, Rumänien, gibt, nachdem er einen Tag vorher die Straße von Hieflau nach St. Gallen befahren und sich die Erlebnisse frisch in Erinnerung gebracht hatte, zum Gegenstand des Judentransportes, welcher durch den Volkssturm Mitte April 1945 auf der Strecke zwischen Eisenerz und St. Gallen durchgeführt wurde, folgendes an:

Im April 1945, an das genaue Datum kann ich mich nicht erinnern, hat man den Transport, in dem ich mich befand, von einem Berg hinuntergetrieben. (Kommentar des Protokollierenden: vom Präbichl.) Unser Transport zählte ungefähr 1.500 Menschen. Unten führte man uns links von der Straße auf einen

großen Platz am Fuß einer Anhöhe, die an einen Wald grenzte. Es war 10 Uhr abends. Wir mußten uns in Reihen aufstellen und bekamen 200 Gramm Brot und eine Suppe. Dabei wurden wir von den uns bewachenden Volkssturmmännern immer wieder mit Stöcken und Gewehrkolben geschlagen. Dann mußten wir uns hinlegen. Einige von uns wollten Feuer anmachen, aber das wurde ihnen verboten, und die Volkssturmmänner schossen blindlings in die Menge, die um das bereits brennende Feuer versammelt war.
Am nächsten Tag mußten wir gegen 7 Uhr früh aufstehen, uns binnen 10 Minuten marschbereit machen und in Viererreihen aufstellen. Wer nicht sofort aufstehen konnte, weil er krank oder erschöpft war, wurde von den Volkssturmmännern an Ort und Stelle erschossen. Besonders hervorgetan haben sich dabei:
1. Ein zirka 30–jähriger Volkssturmmann, blond, ungefähr 165 Zentimeter groß, mit roten Backen. Er begleitete uns vom Berg (Anmerkung: dem Präbichl) herunter auf einem Fahrrad, auf dessen Rahmen eine Maschinenpistole montiert war. Er erschoß vor meinen Augen zwanzig Menschen, die in der Früh nicht aufstehen konnten.
2. Ein Volkssturmmann, mittelgroß, mager, mit schwarzem Haar. Er erschoß vor meinen Augen drei Menschen.
3. Noch zwei oder drei andere Volkssturmmänner, an deren Aussehen ich mich nicht mehr erinnern kann, erschossen etwa zehn Menschen.

Wir setzten uns in Marsch. Ungefähr 15 Kameraden blieben zur Beerdigung der Leichen zurück. Einer der Erschossenen war ein guter Bekannter von mir gewesen. Er war 21 Jahre alt und stammte aus Nyiregyháza, Ungarn. Ich war mit ihm sechs Wochen lang beim Schanzengraben in Schachendorf, Burgenland, zusammengewesen. Ich habe später mit den Kameraden, die zur Leichenbeerdigung abkommandiert waren, gesprochen. Sie waren erschüttert und wollten nichts erzählen.

Zehn Minuten nach dem Rastplatz lag an der rechten Straßenseite ein Franzosenlager. Als wir an diesem Lager vorbeigingen, tauchte plötzlich ein Zivilist vor mir auf. Er war sehr groß und hatte eine Zaunlatte in der Hand, mit der er auf mich einschlug, weil ich nicht genau in der Reihe marschierte. Er gehörte nicht unserer Begleitmannschaft an. Ich habe ihn nur dieses eine Mal gesehen, später kam er mir nicht mehr unter die Augen.

Auf dem ganzen Marsch hat sich immer wieder folgendes ereignet: Wer schwach war und nicht mehr gehen konnte und zurückblieb, wurde von den Volkssturmmännern, die die Marschkolonne am Ende bewachten, erschossen. Es war üblich, daß die Wächter, die vorne marschierten, keine Erschießungen vornahmen. Unser jüdischer Transportführer wies uns an, erschöpfte Kameraden zu zweit auf den Schultern weiter zu tragen, doch die Volkssturmmänner erlaubten das nicht. Wir mußten

die Schwachen zur Seite legen, die Wächter hinten erschossen sie dann.

Mit uns marschierte immer eine Gruppe von ungefähr zwanzig kräftigeren Männern, die aus unserem Transport ausgewählt worden waren. Sie waren mit Schaufeln ausgerüstet, denn sie mußten die Leichen begraben. Schwache und Erschöpfte, die nicht an Ort und Stelle ermordet wurden, lud man auf Pferdewagen und fuhr sie auf nahegelegene Friedhöfe. Dort wurden sie von Volkssturmmännern erschossen, verscharrt wurden sie irgendwo anders.

Ein Mann namens **Fried** erzählte mir nach dem Krieg, im Juni 1946, in Ungarn, daß er mit vielen Kameraden auf einen dieser Friedhöfe gebracht worden war. Während alle anderen erschossen wurden, gelang es ihm, nachdem man ihn für tot gehalten und er Kräfte gesammelt hatte, über die Friedhofsmauer zu kriechen. So ist er dem Tod entronnen. **Fried** hält sich gegenwärtig in Budapest auf.

In der Nähe der Eisenbahnstation von Hieflau standen auf der Straßenkreuzung, gerade als wir vorbeimarschierten, zwei schwere Lastwägen, mit den Hinterseiten einander gegenüber. Der eine Wagen hatte einen Anhänger. Als wir die Kreuzung zwischen den beiden Autos passierten, fuhren sie plötzlich nach hinten aufeinander los und stießen leicht zusammen. Sie erlitten dabei keinen Schaden, aber sie zerdrückten zwei Kameraden aus unseren Reihen. Ich bin überzeugt davon, daß die Lenker

diesen Zusammenstoß mit Absicht herbeigeführt hatten, um Juden umzubringen.

Um 5 Uhr nachmittags kamen wir auf einen Rastplatz, den ich während meiner Erkennungs–Autofahrt am 3. April 1947 wiedererkannt habe. Der Rastplatz lag auf einer Wiese, dicht an der Straße. Die Wiese grenzte an einen Wald. Da durften wir uns schlafen legen. Am nächsten Tag um 7 Uhr früh wurden wir durch einen Pfiff geweckt. Der Transportleiter, der uns von Graz bis nach Mauthausen auf einem Motorrad begleitete, rief alle jüdischen „Hundertschaftsführer" zu sich und hielt eine Rede. Er sagte, daß die Russen gar nicht weit weg von uns seien, und daß wir wählen könnten zwischen Weitergehen und Dableiben, um auf die Russen zu warten. Unsere Führer witterten eine Falle, sie vermuteten, daß der Transportleiter nur wissen wollte, wer von uns auf die Russen warten wollte. Hätten wir uns fürs Dableiben entschieden, hätte zweifellos ein Massaker stattgefunden. Wir sagten also, daß wir weitermarschieren wollten. Wer aus Erschöpfung nicht weitergehen konnte, wer nicht aufstehen konnte, wurde entweder sofort erschossen oder auf die Seite geschoben.

Ein Volkssturmmann – schlank, ungefähr 180 Zentimeter groß, schwarzes Haar, mit einem Gewehr bewaffnet – und der Transportleiter – groß, mager, breitschultrig, längliches Gesicht, er hatte einen lahmen Fuß und trug Zivilkleidung, unter seinem grauen Regenmantel trug er eine Maschinenpistole – erschossen vor meinen Augen fünf oder sechs

Menschen. Fünfundzwanzig Personen wurden vom Transportleiter und zwei anderen Volkssturmmännern in den Wald geführt. (Kommentar des Protokollierenden: Die Richtung, in die die 25 Personen geführt wurden, wurde in Gegenwart und unter Anleitung des Zeugen mit Pfeilen markiert. Der letzte Baum wurde mit dem Buchstaben B gekennzeichnet.) Nach fünf oder sechs Minuten hörten wir eine Salve, nach weiteren zehn Minuten kam der Transportleiter mit den Volkssturmleuten zurück.

Inzwischen hatten wir uns in Viererreihen aufgestellt. In der dritten Reihe vor mir befand sich ein etwa 40–jähriger Jude, der betete. Plötzlich bemerkte ich, daß seine Hand blutete. Es stellte sich heraus, daß er sich die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Das bemerkte auch ein Volkssturmmann mit einer Maschinenpistole in der Hand. (Er war klein und dick, hatte ein rundes rotes Gesicht, blonde Haare und war ungefähr 30 Jahre alt.) Er näherte sich dem Selbstmörder, sagte „Aha, du dummer Kerl, du hast Selbstmord verüben wollen!" und schoß ihn in den Kopf. Andere Volkssturmmänner, die herumstanden, lachten und riefen: „Haha, Selbstmord hat er begangen, der dumme Kerl!". Wir setzten uns in Marsch. Die Leiche blieb zurück, ebenso die Totengräber.

In St. Gallen standen fast vor jedem Haus Männer mit Stöcken. Wir hatten großen Durst und wollten aus einem Brunnen Wasser trinken. Das gelang aber

nur den ganz vorne Marschierenden, die nächsten wurden mit Stöcken weggejagt.

Reich Naftali, geb. am 12. 8. 1913 in Bujfalu[7], Ungarn, gibt folgendes an:

Die Gruppe, in der ich mich befand, verrichtete in Strem (Anmerkung: Burgenland) an der ungarisch–österreichischen Grenze Schanzarbeiten. Am zweiten Tag der jüdischen Ostern wurden wir zu einer Marschkolonne formiert und begaben uns in Richtung Graz. In Eisenerz kamen wir ungefähr am 12. April an, es kann auch später gewesen sein. In Groß Pesendorf (Anmerkung: nordöstlich von Gleisdorf) schloß sich uns eine Gruppe an, nach Graz eine zweite. Unser Transport schwoll zu einer Stärke von ungefähr 10.000 Personen an. In Eisenerz sind aber meiner Schätzung nach nur etwa 9.000 Menschen angekommen.
Auf der Spitze des Berges vor Eisenerz (Anmerkung: Präbichl) fand ein fürchterliches Massaker statt. Dann hat sich folgendes ereignet: Ein Wehrmachtsoffizier ist in einem Auto aus Leoben angekommen. Er war über die vielen Toten entrüstet und fuhr in Richtung Eisenerz wieder weg. Bald darauf kam aber aus einer Seitenstraße auf der Spitze des Berges eine neue Begleitmannschaft, die die alte, mörderische, ablöste. Die neue Wachmannschaft setzte sich aus mit Gewehren bewaffneten Uniformierten und bewaffneten Zivilisten mit

7 Wahrscheinlich Buj im Komitat Szabolcs–Szatmar.

Armbinden zusammen. Gleichzeitig kamen aus Eisenerz ein Wehrmachtsfeldwebel auf einem Fahrrad und ein Wehrmachtsoffizier mit sechs oder sieben Soldaten. Auch sie waren über das Gemetzel entrüstet. Die Soldaten führten uns dann nach Eisenerz hinunter in ein Lager, wo nur sie uns überwachten. Unsere neue Begleitmannschaft, die Volkssturmmänner und Zivilisten, kam nicht ins Lager mit. Der Feldwebel war freundlich zu uns, er sprach uns sogar Mut zu.
Am nächsten Tag wurden wir um 5 Uhr früh geweckt. Wir mußten uns auf den Weitermarsch vorbereiten. Die Soldaten bewachten uns, doch als wir uns in Marsch setzten, erschienen aus Eisenerz 30 Wachmänner, die unsere Begleitung übernahmen. Die Mehrzahl waren bewaffnete Zivilisten, einige, auch ihr Kommandant, trugen Uniformen des Volkssturms. Die Soldaten kehrten ins Lager zurück. Wir marschierten wieder los. Plötzlich bemerkte ich neben mir einen Soldaten, der sich vorher nicht im Lager befunden hatte. Kameraden aus der Karpato–Ukraine, die Ruthenisch verstanden, erzählten, daß er Ukrainer war und auf die Deutschen schimpfte. Kurz darauf verschwand er.
In Hieflau wechselte die Begleitmannschaft wieder. Der Kommandant der neuen Mannschaft war ein Gendarm. (Personenbeschreibung: Klein, untersetzt, rotbackig, dickes Gesicht, hellblondes Haar, er trug keinen Mantel, war mit einer Pistole bewaffnet.) Die Wachmänner waren zum größten Teil bewaffnete Zivilisten mit Armbinden. Fünf waren ohne

Armbinden und ohne Gewehre, sie hatten nur Stöcke in den Händen. Nur wenige hatten Volkssturmuniformen an. Während des Marsches wurden Kameraden, die aus Müdigkeit ein wenig zurückblieben, mit Gewehrkolben und Stöcken geschlagen. Erschossen wurde niemand, ich habe keine Schüsse gehört. Beim Prügeln haben sich hervorgetan:

1. Ein ungefähr 40–jähriger Mann mit Soldatenmantel und umgehängtem Brotsack. Er war etwa 170 Zentimeter groß, stark, hatte ein dunkles Gesicht und einen schwarzen, dicken Schnurrbart. Er schlug die Marschierenden ohne Auswahl, aber nur in jeder zweiten Reihe. Wie ein Automat hob er sein Gewehr und ließ es auf uns niedersausen. Während des Gewehrhebens konnte ihn immer eine Reihe unversehrt passieren, umso sicherer traf der Hieb die Leute aus der nächsten Reihe. Einen Tag später ermordete dieser Mann – rund zehn Kilometer nach St. Gallen, ich würde die Stelle vielleicht wiedererkennen – meinen ehemaligen Arbeitgeber, Ing. **Kun** Istvan, der bis zum Kriegsausbruch ein Unternehmen in Kistelek, Ungarn, geführt hatte.

Ing. **Kun** war 45 Jahre alt. Er marschierte direkt hinter mir. Am Straßenrand standen einige Milchkannen auf einer Holzbühne. Kun trat aus der Reihe und lief zu den Kannen. Da sah ich, daß der Wachmann mit dem dicken Schnurrbart Vorbereitungen zum Schießen traf. Ich rief auf Ungarisch: „Ingenieur Kun, Achtung!". Kun drehte sich um, und in diesem Moment krachte der Schuß,

Kun fiel zu Boden. Wir mußten weitergehen. Ich sah noch, daß ein Kamerad den Rucksack des Ermordeten an sich nahm und ein anderer dem Erschossenen die Schuhe auszog. Der Mörder mit dem schwarzen Schnurrbart beachtete die beiden jedoch nicht, er sah nicht einmal zu seinem Opfer hin. Kameraden erzählten später, daß Ing. Kun einen Bauchschuß erhalten hatte und, hätte man ihm Hilfe geleistet, vielleicht noch gerettet hätte werden können. Da man das nicht tat, ist er an Blutverlust gestorben. Ich weiß nicht, wo und wann Ing. Kun begraben wurde.

2. Ein ungefähr 26–jähriger Mann in Zivil, ohne Kopfbedeckung, etwa 160 Zentimeter groß, kräftig, rundes Gesicht, dichtes, dunkelblondes Haar. Er besaß kein Gewehr, er schlug uns mit einem dicken Stock. Mit dem Mörder Ing. Kuns war er gut bekannt, sie unterhielten sich oft miteinander. Dieser Mann begleitete uns von Hieflau bis zur Waldwiese vor St. Gallen, dem Rastplatz.

3. Ein etwa 40–jähriger Mann in Zivil mit einem dicken Stock, ohne Gewehr. Er trug einen dunkelgrünen Hut und einen dunkelgrünen, kurzen Mantel. Er war außergewöhnlich groß, mehr als 180 Zentimeter, beleibt, dunkles, längliches Gesicht mit dunkelbraunem Schnurrbart; er hatte einen etwas krummen Rücken. Er marschierte direkt vor mir und schlug die Kameraden oft mit seinem Stock. Er begleitete uns von Hieflau an, vor St.Gallen war er noch immer da.

Wir übernachteten auf einer Waldwiese. Am nächsten Tag wurden wir gegen 5 Uhr früh geweckt. Aus dem Wald hörte ich mehrere Schüsse. Binnen einer halben Stunde mußten wir eine Marschkolonne bilden. Ich war vorn, neben mir marschierte der Wächter im Soldatenmantel. Wir kamen nicht durch St. Gallen, wir umgingen den Ort auf einem Umweg. Um 8 Uhr wurde die Begleitmannschaft ausgewechselt. Die neue kam aus St.Gallen oder aus Steyr. Sie setzte sich überwiegend aus Gendarmen zusammen. Die alten Begleitmänner verschwanden, nur der Mörder Ing. Kuns blieb.
Ich kann mich gut an einen Wachmann erinnern, der hinter St. Gallen auftauchte. Er war mittelgroß, hatte einen grauen Zivilmantel an und einen grauen Hut auf. Auf dem Rücken trug er ein Gewehr, unter dem Arm eine Aktentasche. Er war ungefähr 40 Jahre alt, schmächtig, hatte ein schmales Gesicht und einen blonden Schnurrbart. Er sah wie ein Beamter aus und war freundlich. Er sagte uns, wir sollten noch aushalten, unser Endziel, die Arbeitsstätte, sei nicht mehr weit. Er war dabei, als der Mörder im Soldatenmantel Ing. Kun erschoß.

Ickowitz Otto, geb. am 20. 5. 1918 in Dubovo, Rußland, gibt an:

Am 28. März haben wir die ungarisch–österreichische Grenze in Rechnitz überschritten. Unsere Gruppe zählte ungefähr 2.000 Personen. In der österreichischen Stadt Rechnitz wurden ungefähr

150 Leute aus unserem Transport eliminiert, im Rechnitzer Wald erschossen und in Massengräbern beerdigt. Wir marschierten 35 bis 40 Kilometer täglich. Die Verpflegung bestand aus einer leeren Suppe pro Tag, und das nicht immer. Wer aus Erschöpfung mit der Gruppe nicht Schritt halten konnte, wurde an Ort und Stelle erschossen. Auf dem Eisenerzer Präbichl sind wir ungefähr am 8. April angekommen. Dort übernahm uns eine Wachmannschaft, die wahllos auf uns feuerte. Jeder vierte wurde erschossen. Ein Wehrmachtsfeldwebel, der dazukam, ließ das Feuer einstellen. Die Wachmannschaften haben alle 15 bis 20 Kilometer gewechselt. Unter den Mördern ist mir ein Mann mit einem halben Arm aufgefallen. Er feuerte einarmig aus seiner Maschinenpistole in die Menge.

Glauber Hedwig, geb. am 20. 12. 1920 in Budapest, Ungarn, gibt an:

Am 23. März haben wir Köszeg in Ungarn verlassen. Wir marschierten über Hartberg, Graz, Leoben, Trofaiach, den Präbichl, Eisenerz, Steyr und Enns nach Mauthausen.
Am 7. April 1945 habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie der erste Mann unseres Transports, der die Bergspitze des Präbichl erreicht hatte, erschossen wurde. Als die ganze Gruppe auf dem Präbichl war, wurde uns befohlen, den Berg hinunterzulaufen. Gleichzeitig eröffnete die Wachmannschaft, die hinter Bäumen und Büschen versteckt lag, das Feuer

auf uns. Ich habe gesehen, wie drei gute Bekannte von mir bei diesem Massaker erschossen wurden. Es waren: **Stadler** Viktor, Fleischgroßhändler; **Kurz** Aladar, Zahntechniker; und Dr. **Farkas**. Ich bin über ihre Leichen gestolpert. Merkwürdigerweise haben die Mörder auf Frauen nicht geschossen. Dann sind die Mörder plötzlich aus ihren Verstecken hervorgekommen, und ein Gestapomann auf einem Fahrrad hat das Schießen eingestellt.

Von der Wachmannschaft ist mir ein Mann aufgefallen, dessen eine Hand bis zum Ellbogen amputiert war. Er war ungefähr 165 Zentimeter groß und hatte ein mageres Gesicht mit eingefallenen Wangen. Er hat seine Maschinenpistole gestreichelt, als ob er sagen wollte: Du hast deine Sache gut gemacht!

Dann wurden wir nach Eisenerz getrieben und in leeren Baracken untergebracht. Links von unseren Baracken befanden sich Baracken französischer und englischer Kriegsgefangener. Gegen Abend hat man aus unserer Gruppe ein paar Männer ausgewählt und zum Begraben der Ermordeten weggeführt. Nur wenige sind zurückgekommen, der Großteil wurde erschossen. In den Baracken war nicht genug Platz für alle, viele mußten draußen schlafen. Sie sind erfroren und wurden dort begraben. Ich weiß nicht, wo sich die Massengräber befinden.

Stern Ferenc, geb. am 10. 4. 1910 in Tolnanémedi, Ungarn, gibt folgendes an:

Von Köszeg an der ungarischen Grenze weg haben uns auf folgender Strecke bewaffnete Zivilisten bewacht: Oberwart – Hartberg – Weiz – Graz – Pernegg – Bruck an der Mur – Berndorf (Anmerkung: bei Bruck an der Mur) – Leoben – Donawitz – Erzberg – Eisenerz – Garsten – Steyr – Enns – Mauthausen. In den obgenannten Ortschaften wurden die Wachmannschaften gewechselt. Ich kann mich an einen Ort erinnern, es war Erzberg (die Endstation der Drahtseilbahn), in der die Wachmannschaft gleich nach der Übernahme unserer Begleitung eine Salve auf uns abgegeben hat. Die Wachmänner riefen dabei: „Schnell weiter!". Es gab Hunderte Tote[8].

Nach Steyr sind wir auf einem schmalen Weg gegangen. Ein paar von uns sind aus den Reihen getreten, um auf einem Feld Rüben zu klauben. Da wurde sofort geschossen, es gab acht bis zehn Tote und mehrere Verwundete. Auf dem Weg haben wir über mehrere Kilometer Blutspuren gesehen.

Lipschitz Salomon, geb. am 1. 12. 1923 in Cieszyn[9], Polen, gibt folgendes an:

Am ersten Tag der Osterfeiertage hatte der Marsch begonnen. In Graz habe ich Erschießungen von Juden miterlebt. In Leoben sah ich auf der Straße einige Erschossene liegen. Das Schrecklichste habe

8 Es dürfte sich dabei um den Präbichl gehandelt haben.

9 Teschen, ehemals österreichische Stadt, deren östlicher Teil 1920 an Polen (Cieszyn), der westliche Teil an die Tschechoslowakei (Cesky Tesin) fiel.

ich in Eisenerz erlebt. Viele Kameraden wurden dort vom Volkssturm erschossen. An einen Mörder des Eisenerzer Massakers kann ich mich gut erinnern: Es war ein buckliger Volkssturmmann, der blondes Haar und ein rotes Gesicht hatte und an einer Hand verwundet war.

Kohn Elias, geb. am 5.3.1926 in Dunajská Streda[10], Tschechoslowakei, gibt folgendes an:

Am 14. oder 15. April 1945 kamen wir nach Eisenerz. Unser Transport zählte 2.500 bis 3.000 Menschen. Eisenerz erreichten wir um ungefähr 5 Uhr nachmittags. Wir wurden in zwei Gruppen geteilt. Die erste Gruppe, etwa 500 Personen – auch ich war in dieser Gruppe –, wurde in ein Barackenlager dicht bei Eisenerz geführt, die zweite, weit größere Gruppe kam auf einen Fußballplatz. Die mörderische Wachmannschaft vom Präbichl verließ uns, die Überwachung im Lager übernahmen Zivilisten mit Armbinden, bewaffnet mit Gewehren. Wir schliefen in den Baracken. Bei Nacht verließ ein Kamerad seine Baracke – es war die Baracke Nr. 6 oder 7 –, um draußen seine Notdurft zu verrichten. Als er, zurückkommend, die Barackentür schließen wollte, krachte ein Schuß, und der Mann sank tot zusammen. Einer der Wächter–Zivilisten hatte ihn erschossen.
Am selben Abend wurden aus unserem Lager 30 Männer zur Beerdigung der Leichen auf dem

10 Westslowakei, südöstlich von Preßburg.

Präbichl abgeholt. Montag, um 5 Uhr früh, mußten wir uns in Dreierreihen aufstellen. Die bewaffneten Zivilisten blieben im Lager, unsere Überwachung übernahmen andere Volkssturmmänner. Auf dem Fußballplatz lagen etwa 150 Leichen aufgereiht. Die Kameraden vom Fußballplatz standen da schon marschbereit. Am selben Tag marschierten wir um ungefähr 5 Uhr Nachmittag an einer Quelle vorbei. Einige von uns wollten daraus Wasser trinken, sie wurden jedoch mit Gewehrkolben– und Stockhieben vertrieben. Zwei von den dabei beteiligten Volkssturmmännern würde ich wiedererkennen:
1. Ein Zivilist mit Armbinde und Gewehr, etwa 45 Jahre alt, mager, ungefähr 165 Zentimeter groß, eingefallene, runzlige Wangen, volles, braunes Haar, an den Schläfen angegraut. Er prügelte uns blindlings mit einem Stock, ohne zu schauen, wohin er traf.
2. Ein Mann in Volkssturmuniform mit einer Maschinenpistole, ungefähr 25 Jahre alt, etwa 175 Zentimeter groß, mittelstark, blond. Er hat auf einem Kartoffelfeld, nicht weit von unserem Rastplatz auf einer Waldwiese, drei Kameraden erschossen.
Auf dem Kartoffelfeld hat sich folgendes ereignet: Kameraden wollten frisch gesetzte Kartoffeln ausgraben und essen. Da kam ein Mann auf einem Fahrrad vorbei, der uns von Eisenerz nach St. Gallen begleitete. Es hieß, er sei der Transportführer. Er hatte einen Soldatenmantel an und eine Pistole umgeschnallt. Er erteilte ständig Befehle, und man sagte, daß er ein Hauptmann sei. Er war ungefähr 28

Jahre alt, mittelgroß, beleibt und hatte ein rundes, rotes Gesicht. Ich würde ihn wiedererkennen. Den Volkssturmmännern befahl er, auf die Leute zu schießen, die auf dem Acker Kartoffeln klaubten. Daraufhin gab der oben beschriebene Volkssturmmann aus seiner Maschinenpistole eine Salve ab. Drei Tote blieben liegen, außerdem wurden ein Mann an der Schulter und eine Frau im Gesicht verletzt.
In St. Gallen stand vor jedem Haus ein Gendarm oder ein Zivilist. Es kam vor, daß uns aus einem Fenster ein Stück Brot zugeworfen wurde, doch die Volkssturmmänner trieben uns mit Tritten und Hieben weg.

Berkowits Naftali, geb. am 11. 2. 1902 in Balkany, Ungarn, gibt folgendes an:

Am 22. März 1945 wurden wir 500 Häftlinge in Köszeg, Ungarn, zu einer Marschkolonne formiert. Wir marschierten in Richtung Graz. In Groß Pesendorf schlossen sich uns andere Transporte an, da zählte unsere Kolonne schon rund 3.000 Personen. In Graz kamen noch andere Gruppen hinzu, so daß wir bald 5.000 bis 6.000 Personen waren. Wir haben Graz ungefähr am 8. April erreicht.
Nach Eisenerz kamen wir Mitte April, es war 5 Uhr abends. Auf dem Präbichl waren viele Morde geschehen. Wir wurden – in unserer Kolonne befanden sich nur Männer – in das erste Lager rechts

von der Straße geführt. (Kommentar des Protokollierenden: Dieses Lager wurde am 10. 4. 1947 zerstört. Als wir hinkamen, standen nur mehr die Fundamente).
In diesem Lager wurden wir in einigen Baracken zusammengepfercht. Liegen konnte dort keiner, wir mußten alle stehen. Ich kann mich nicht erinnern, ob die alte, mörderische Wachmannschaft vom Präbichl im Lager geblieben ist. Es war Samstag. Am Montag, um 5 oder 6 Uhr früh, marschierten wir wieder los. In Hieflau übernahm uns eine neue Mannschaft. Um 8 Uhr abends kamen wir auf eine Wiese, die vor einem Wald lag. (Kommentar des Protokollierenden: Die Wiese und der Wald wurden uns vom Zeugen gezeigt. Es ist die Wiese und der Wald zwischen den Ortschaften Großreifling und Landl.) In der Nacht hörte ich mehrere Schüsse. Gegen 5 Uhr morgens wurden wir geweckt. Auf der Straße bildeten wir eine Marschkolonne. Während des Aufstehens hatte ich hinter mir im Wald eine Schießerei gehört. Ich kann mich an folgende Wachmänner erinnern:
1. Der Quartiermeister. Das erste Mal haben wir ihn in Graz gesehen, aber ich weiß nicht mehr, wo er uns wieder verlassen hat. Er war ungefähr 30 Jahre alt, mittelgroß, hatte ein längliches, braungebranntes Gesicht. Er fuhr auf einem Fahrrad, trug einen Regenmantel und einen Steirerhut und hatte eine Pistole umgeschnallt. In seinem Rucksack steckte eine Mandoline. Ich habe ihn aber nie spielen gehört. Er war freundlich zu uns.

2. Ein ungefähr 30–jähriger Mann in Uniform, mit einem Gewehr und einem Stock. Er war groß, mager und hatte eingefallene Wangen. Mit Geschimpfe und Stockhieben spornte er uns zum Gehen an.
3. Ein Mann, etwa 35 bis 40 Jahre alt, in Uniform. Auf dem Rücken trug er ein Gewehr und einen kleinen Rucksack. Er war mittelgroß, hatte ein mageres Gesicht, hohle Wangen und einen dicken, gelblichen Schnurrbart. In der Hand trug er einen Stock, mit dem er immer dann zuschlug, wenn jemand von uns zu langsam ging.
4. Ein ungefähr 24–jähriger Mann mit einem Stock. Ich kann mich nicht daran erinnern, ob er auch ein Gewehr hatte. Mit dem Stock schlug er uns. Einen Kameraden, der versucht hatte, einen Bauern anzubetteln, schlug er längere Zeit heftig.

Protokoll, aufgesetzt am 10. 4. 1947 mit **Kaitzinek**[11] Philip, wohnhaft in Oberreith 62 bei St. Gallen, Steiermark:

Nachstehend angeführte Personen
1. **Fahringer**, Zellstoff–Fabriksarbeiter, Weißenbach an der Enns bei St. Gallen,
2. **Kribitz**[12] Therese, Kessel bei Altenmarkt, nahe St. Gallen,
3. **Kribitz**[13] Rosa

11 Richtig: **Kaurzinek**. Dieser und die folgenden Namen konnten von der Redaktion verifiziert werden.
12 Richtig: **Krivec**.
13 Richtig: **Krivec**.

haben mir folgendes berichtet:
Im Frühling 1945 wurden Judentransporte durch St. Gallen geführt. **Fahringer** hat bei der Überwachung der Transporte mitgewirkt. Er hat mit den Juden Mitleid gehabt, weil sie sehr mißhandelt wurden. Die Täter waren Volkssturmmänner aus St. Gallen und Umgebung, unter ihnen:
Ein gewisser **Delmondo**[14], Friseur aus Weißenbach. Er hat mit seinem Gewehr Juden auf den Kopf geschlagen. Als Gemeindesekretär hat er den Befehl gegeben, alle Juden, die nicht weitergehen konnten, zu erschießen. Frau **Kribitz**[15] kennt den Platz, wo die Leichen verscharrt wurden. **Delmondo** hat sich dahingehend geäußert, daß, sollte noch ein Judentransport kommen, man die Juden einwaggonieren und zur Vergasung schicken werde.
Kohlenhuber[16] Josef, Großgrundbesitzer in St. Gallen, hat als Bürgermeister von St.Gallen[17] den Befehl erteilt, Juden zu mißhandeln und zu erschießen, wenn sie nicht weitergehen konnten. Auf seinen Befehl hin haben die Volkssturmmänner Juden geschlagen und mißhandelt. Sie haben ihnen weder Essen noch Wasser gegeben, sie ließen sie stundenlang hocken, ohne daß sie sich rühren durften. Es gibt noch einige Einwohner von St. Gallen, die an Judenverfolgungen teilgenommen haben. Ihre Namen kennt Herr **Fahringer**.

14 Florian **Delmondo**.
15 Richtig: **Krivec**.
16 Richtig: **Kohlhuber** Johann.
17 Kohlhuber war niemals Bürgermeister von St. Gallen, er war ein hoher NSDAP–Funktionär.

Ich habe oben Angeführtes beim Gendarmerieposten St. Gallen und beim Bürgermeister angezeigt. Vom Gendarmeriepostenführer **Beyer**[18] habe ich folgende Antwort bekommen: „Was nutzt Ihnen Ihre Anzeige? Die Juden sollen abgeschoben werden, sie fressen uns ja arm. Sie bekommen doch die Sachen, die uns gehören!". Der Postenführer hat meine Anzeige abgelehnt und nicht protokolliert. Der Bürgermeister hat mich mit meiner Anzeige an den Gendarmerieposten verwiesen.

Frau **Hafner**, die Gattin eines Straßenwärters in Liezen, berichtet:

Es war schrecklich anzuschauen, wie die armen Menschen daherkamen. Die Gefangenen hoben Regenwürmer und Schnecken von der Straße auf, um sie gierig zu verschlingen. Mein ehemaliges Pflichtjahrmädchen, Stefanie **Rudorfer**, und ich wollten den hungrigen Menschen Kartoffeln und Rüben geben, aber wir wurden von der Begleitmannschaft mit erhobenen Revolvern ins Haus gejagt. Die Gefangenen konnten nicht mehr weiter, und so mußten sie in einem Heustadl am Ufer der Enns, in der Nähe der Röthelbrücke, lagern. In der Wachmannschaft befanden sich die Volkssturmmänner **Lasser**, **Sulzbacher**, **Skalnik** und andere aus Liezen.
Am Sonntag sahen wir vom Fenster aus, wie sechs Gefangene am Ufer der Enns, kaum 300 Meter von

18 Richtig: **Peyer**.

uns entfernt, unter Bewachung Gräber ausschaufelten. Nach vollbrachter Arbeit mußten sie sich vor die Gräber stellen. Sie wurden erschossen, ich zählte sechs Schüsse. An der Erschießung waren der jetzige Leiter des DP–Lagers, **Pauritsch**, und ein gewisser **Mernik** beteiligt. Die Leichen liegen noch heute, oberflächlich verscharrt, an derselben Stelle. Bei Hochwasser besteht die Gefahr, daß die Toten bloßgelegt und fortgespült werden.
Im Oktober 1946 wurden vom Bezirksinspektor der Gendarmerie, **Heinrich**, Erhebungen durchgeführt. Doch **Heinrich** war selbst der Leiter dieses Transports gewesen.

Herr **Wienerroither** aus Liezen berichtet:

Meine Frau und ich gingen mit unseren zwei Buben an dem in Frage kommenden Samstag zur Röthelbrücke. Auf der Straße stand Baumeister **Reigel** von der Firma Poor[19] aus Liezen Wache. Er forderte uns auf, umzukehren, da am anderen Ufer Juden lagerten. Als wir umkehrten, kamen uns auf der Hauptstraße die Volkssturmmänner **Pauritsch**, **Mernik**, **Messing**, **Lasser**, Karl **Walcher** und andere entgegen. Sie fungierten als Posten.
Samstag, Sonntag und Montag hörten wir vom Lager her fortwährend Schießen und Schreien. In der Nähe des Heustadls, wo sich das Lager damals befand, liegt heute ein Grab. Vor einiger Zeit stolperte einer unserer Buben über einen Schuh. Als er ihn näher

19 Wahrscheinlich „Porr".

ansah, bemerkte er, daß der Schuh am Fuß einer Leiche stak.
Die Transporte der Gefangenen von der Röthelbrücke aus über den Pyhrnpaß leitete damals Bezirksinspektor **Heinrich**. Er muß daher sehr genau wissen, wer die Erschießungen der Marschunfähigen durchführte und in welchem Auftrag sie durchgeführt wurden.

Herr **Wölger** aus Liezen berichtet:

Der Volkssturmmann **Dunkel**, Sattlermeister, führte einen Häftling, der die Bevölkerung um Brot bat, zum Lager. Dort wurde der Häftling erschossen. An der Bewachung des Transports nahmen neben **Dunkel** folgende Volkssturmmänner teil: **Böhm**, Theodor **Sonnenberg** und **Hartner**, alle aus Liezen.

Lebenslauf des Autors

Ich wurde im Jahre 1910 in Lemberg geboren. Nach einem Vorfahren sollte ich Bär (Dow) heißen. Laut Anweisung der k. k. Behörden durfte kein jüdischer Vorname offiziell in den Geburtsschein eingetragen werden. So veränderte der zuständige Beamte den Namen Bär in Benedikt. Meine jüdischen Altersgenossen in Lemberg hießen Maximilian, Siegfried, Friedrich, Rudolf oder Ludwig.
Ich absolvierte das polnische Gymnasium in Lemberg, wo ich 1928 maturierte. Wegen des Numerus clausus für Juden in Polen mußte ich im Ausland studieren und zwar vier Semester in Deutschland und dann in Frankreich. 1934 kehrte ich mit einem Ingenieur–Diplom nach Lemberg zurück. Von 1935 bis 1939 leitete ich die Ford–Werkstätten in Lemberg. 1939 bis 1941 war ich als Ingenieur in der Sowjetunion in Rowne und Lemberg tätig. 1941 und 1942 befand ich mich in Lagern in Lemberg, Zborow, Pluchow und Zloczow, die von Deutschen und Ukrainern geführt wurden. 1943 gelang mir aus Zloczow die Flucht und ich kam ins Ghetto nach Lemberg, wo noch meine Mutter lebte. Das Ghetto wurde im Winter 1943 liquidiert und ich konnte nochmals flüchten. Einige Zeit lebte ich in Lemberg als Freiwild, ließ mich im Frühjahr 1943 als arischer Pole Stefan Mendocha fangen und wurde zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert.

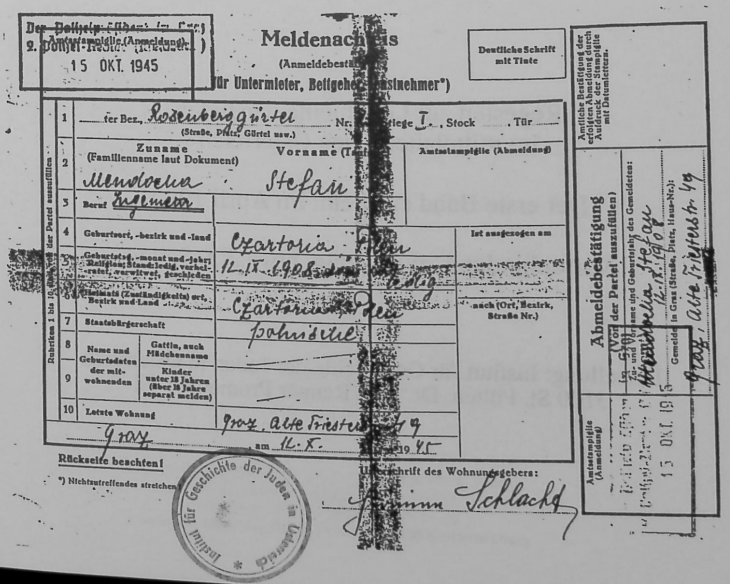
Meine Schwägerin Felizia wurde im Gefängnis der Gestapo in Lemberg ermordet, mein Vater Hersch und meine Frau Helene im Lager in Lemberg. Mein Bruder Isidor versuchte als Pole Rudolf Zalipko zu überleben, wurde aber von Polen verraten und ermordet. Meine Mutter Rachel wurde von Gestapo–Spitzeln erpreßt und starb an einem Gehirnschlag. Von meinen Verwandten, Freunden und Bekannten in Lemberg ist niemand am Leben geblieben.

Nach dem Krieg arbeitete ich eine Zeitlang als Stefan Mendocha bei den Briten als Zensor, dann unter meinem richtigen Namen bei der UNRRA in Koblenz und Admont und schließlich bei „Joint" in Graz und wieder in Admont. 1948 wanderte ich nach Israel aus. Dort machte ich den Krieg, der nach der Ausrufung des Staates Israel ausbrach, in der israelischen Armee mit. Danach war ich bis zu meiner Pensionierung bei der Armee (Zahal–Zwa Hagana LeIsrael) tätig.

Benedikt Friedman

Institut für Geschichte der Juden in Österreich





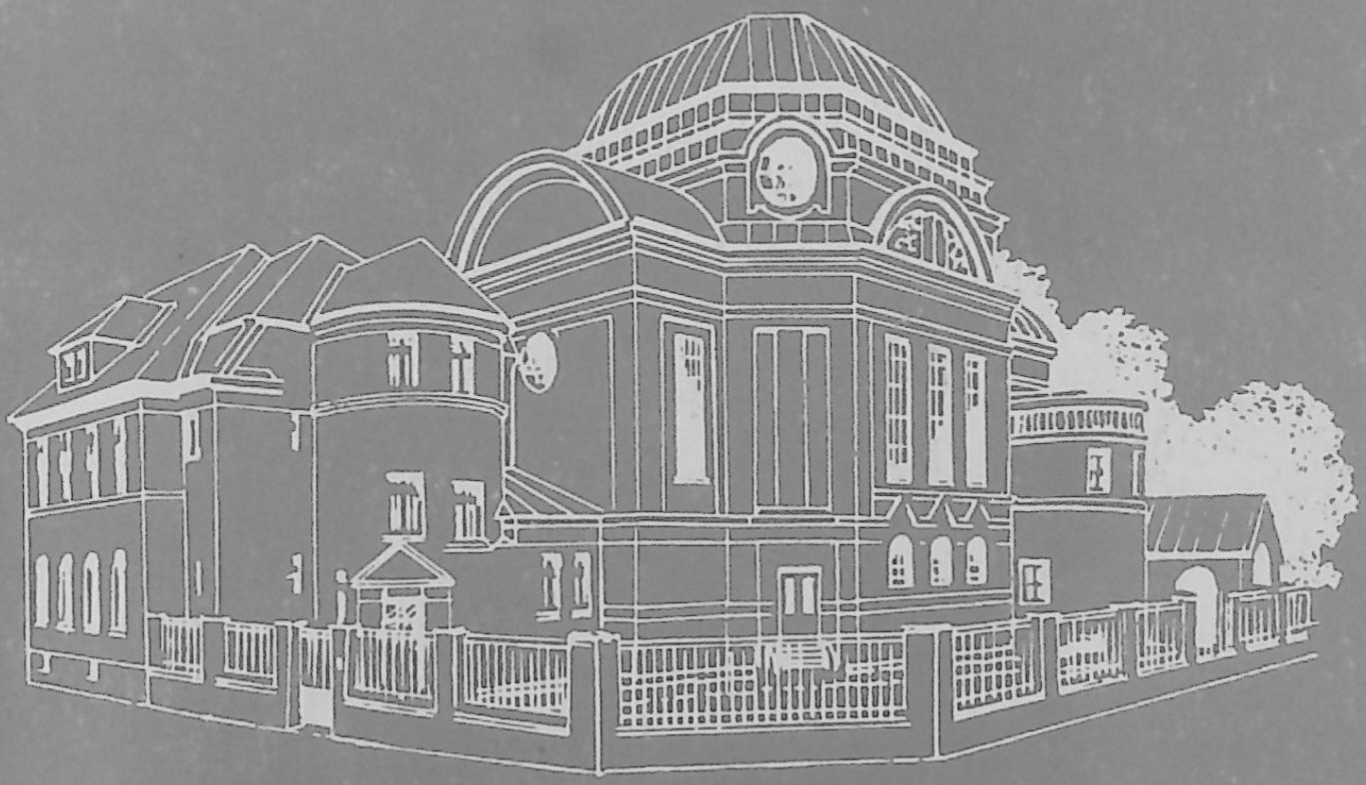
Institut für Geschichte der Juden in Österreich

Institut für Geschichte
der Juden in Österreich
A406/2.&

Augenzeugen b

Heft 1

Mai 1989



„Iwan hau die Juden“

Von Benedikt Friedman